

saarbrücker hefte

Sommer 2005
EUR 7,80

93 *Die saarländische
Zeitschrift für Kultur
und Gesellschaft*

Lafo: listig angepöbelt

Der Tribün will's noch
mal wissen

Euro-Chance fix verjubelt

Wer zu früh kommt,
den bestraft das Leben

Mächtig aufgemöbelt

Kulturmetropole Luxemburg:
Magnet der Region?

Schillernd weggejubelt

Abgesang auf einen
Intendanten

Publikum von sich entzückt

Plädoyer gegen billiges Theater

Harig: spielerisch entrückt

Exklusiv-Interview mit dem
saarländischen Romancier

Galerie

Installation von Margit Schäfer

Fenster nach Frankreich

Das Konzentrationslager
Natzweiler-Struthof

Literatur

Impressionen aus Lothringen
gustav-regler-preis-rede

Rezensionen

Weckmann, Linsmayer,
Braß, Gestier



saarbrücker hefte Nr. 93, Sommer 2005

Herausgeber:

Verein Saarbrücker Hefte e. V.

Redaktion:

Georg Bense, Bernhard Dahm, Achim Huber, Dietmar Schmitz, Herbert Temmes,
Elisabeth Thalhofer, Herbert Wender (v.i.S.d.P.), Reinhard Wilhelm

Redaktionsadresse:

Hohe Wacht 21, 66119 Saarbrücken, Telefon / Fax: 06 81 / 58 54 18,
e-mail: info@saarbruecker-hefte.de

Postadresse:

Saarbrücker Hefte, Postfach 102616, 66026 Saarbrücken

Internet:

www.saarbruecker-hefte.de

Verlag:

Pfau-Verlag, Postfach 102314, 66023 Saarbrücken,
Telephon: 06 81 / 4 16 33 94, Fax: -95, e-mail: info@pfau-verlag.de

Herstellung:

Druckerei und Verlag Steinmeier, Nördlingen

Layout:

Uwe Loebens

Verkaufspreis:

Einzelheft EUR 7,80

Jahres-Abo EUR 11,80 (2 Hefte zuzüglich Porto)

Abo-Bestellungen an den Pfau-Verlag, Postfach 102314, 66023 Saarbrücken

Die Zeitschrift ist im Buchhandel erhältlich.

Einsendung von Manuskripten an die Postfachadresse der Redaktion.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen.

Autorinnen und Autoren dieser Ausgabe:

Georg Bense, Wilfried Busemann, Susanne A. Ecker, Hans Emmerling,

Marcus Hahn, Manfred Haubrock, Hilde Hoherz, Hans Horch, Roger Manderscheid,

Eva Mendgen, Josef Reindl, Elisabeth Thalhofer

Abbildungen:

aus: Ausstellungskatalog des Regionalgeschichtlichen Museums Saarbrücken *Von der*

Stunde Null zum Tag X; aus: ESSOR, *Le Camp de concentration du Struthof. Konzentrationslager*

Natzweiler, Témoignages, Schirmeck, L'Essor, collection documents, volume III, 1998;

aus: Armin Heinen, *Saarjahre*, Stuttgart 1996; aus: Serge Klarsfeld (Hg.), *The Struthof Album. Study*

of the gassing at Natzweiler-Struthof of 86 jews whose bodies were to constitute a collection of skeletons.

A photographic document, New York 1985; Archiv und Pressestelle der Arbeitskammer des Saarlandes;

Georg Bense; P.-O. Deschamps / Agence VU; Denis Finnin; Marcus Hahn; Manfred Haubrock;

Eva Mendgen; Reiner F. Oettinger; Margit Schäfer; Bettina Stöß; Christof Weber; Monika Zorn

Titelabbildung:

Reiner F. Oettinger

ISSN 0036-2115

Für freundliche Unterstützung danken wir der Landeshauptstadt Saarbrücken,
unseren Sponsoren Friedrich von Oppeln und Saarland Sporttoto GmbH,
den Spender(n)-innen für unseren Unterstützungsfonds sowie unseren Werbepartnern.

saarbrücker hefte

Sommer 2005

93 *Die saarländische
Zeitschrift für Kultur
und Gesellschaft*

Editorial	
Wer schreibt, der bleibt	5
Zeitgeist	
<i>Josef Reindl</i> Die zwei Leben des Oskar Lafontaine	7
Kulturpolitik	
<i>Eva Mendgen</i> Luxemburg und die Großregion – Kulturhauptstadt Europas 2007	19
<i>Hans Horch</i> Über die ästhetische Selbsterziehung des Saarbrücker Publikums	27
<i>Elisabeth Thalhöfer</i> Saarländische Elegie. Ein Beitrag zum Schillerjahr	29
<i>Susanne A. Ecker</i> Wieviel Zoo braucht der Mensch? Zur Situation der Zoos im Saarland	33
Literatur	
<i>Georg Bense</i> Was ist gewesen – was habe ich daraus gemacht? Interview mit Ludwig Harig zu seinem neuen Roman	37
<i>Roger Manderscheid</i> die natur kennt keine grenzen Dankesrede zur Überreichung des Gustav-Regler-Preises	41
<i>Hans Emmerling</i> Heilige Berge. Le Donon	44
Galerie	
<i>Margit Schäfer</i> Photographie, Installation, Performance	50
Fenster nach Frankreich	
<i>Georg Bense</i> Der Wald, die Stille, die Baracken Das KZ Natzweiler-Struthof in den Vogesen	55
Zeitgeschichte	
<i>Marcus Hahn</i> Europäisiert, rückgegliedert, wiedervereinigt? Ansätze zu einer Bilanz der Jahre 1955-60 im Saarland	60
<i>Hilde Hoherz</i> Europa und ein Statut für die Saar. Zur Volksabstimmung 1955	66
<i>Wilfried Busemann</i> Geschichte der saarländischen Gewerkschaftsbewegungen nach 1945	69
Gesundheit und Soziales	
<i>Manfred Haubrock</i> Das Gesundheitssystem im Wandel. Ursachen und Auswirkungen der Gesundheitsreformen	77

Rezensionen

Georg Bense

Wie die Würfel fallen (André Weckmann) 83

Hans Horch

Linsmayers Paradox

oder: Hitler rettet das Saarland (Ludwig Linsmayer) 85

Hans Horch

Zwangssterilisierungen und Krankenmorde

im Saarland (Christoph Braß) 88

Wilfried Busemann

Mehr Fragment als Bilanz (Markus Gestier) 90

Autorinnen und Autoren

96

Hätten wir in Heft 92 fragen sollen: Wie viele und nicht: Welche Nationalspieler zeigt das Foto auf der Titelseite? Vielleicht wäre dann wenigstens 1 Zuschrift eingegangen, und vermutlich sogar mit der richtigen Antwort: 13. So aber blieben wir ganz ohne Antwort, sieht man einmal ab von der ausweichenden Stellungnahme, die auf direkte Ansprache abgegeben wurde:

„Das Fußballrätsel bleibt mir leider ein solches. Was ist mit ‚Nationalspieler‘ gemeint? Spieler der ‚deutschen Nationalmannschaft‘ oder Spieler der ‚saarländischen Nationalmannschaft‘? Es handelt sich vermutlich um ein Photo der saarländischen Nationalmannschaft Anfang der fünfziger Jahre (ich erkenne z.B. Binkert, Puff, Martin, Philippi, Balzert, Sold), oder aber um ein Mannschaftsphoto des 1. FCS, was ich aber eher bezweifle. Als ‚deutschen Nationalspieler‘ erkenne ich nur Bubi Sold. Edmund Conen ist nicht abgebildet (also ist das Photo in der Nachkriegszeit aufgenommen). Tja, ich muß passen.“

Daß in einer saarländischen Kulturzeitschrift nach saarländischen Nationalspielern gefragt wurde, liegt nahe. Die Schwierigkeit der Preisfrage ergab sich offenbar daraus, daß nicht alle Spieler namentlich in Erinnerung geblieben sind. Wir geben deshalb als Hilfe für die 2. Runde die Aufstellungen der WM-Qualifikationsspiele 1953/54, denn aus dieser Zeit stammt das undatierte Foto, das uns aus Privatbesitz zur Verfügung gestellt wurde:

So 11.10.1953 in Stuttgart (3:0 vor 55.000 Zuschauern): Stempel, Biewer, Puff, Berg, Momber, Philippi, Otto, Martin, Balzert, Clemens, Siedl

So 28.03.1954 in Saarbrücken (1:3 vor 53.000 Zuschauern): Stempel, Biewer, Keck, Clemens, Momber, Philippi, Otto, Martin, Binkert, Siedl, Schirra

Das neue Problem: Im Einsatz waren 14 Spieler, das Foto zeigt aber nur 13. Wissen Sie, wer fehlt? Und ob Bubi Sold auf dem Foto zu sehen ist oder nicht?

Das Rätsel dieses Hefts ist in seinem Schwierigkeitsgrad schwer zu beurteilen: Es gibt zwar nicht besonders viele prominente Exilsaarländer/-innen, die sich über ihre alte Heimat in der illustrierten Presse äußern – Kommentare zu diesen Erinnerungen an die Heimat sind willkommen; die Gewinnchance beeinflussen sie allerdings nicht –, und da die gesuchte Person angibt, ihre Geburtsurkunde dokumentiere „in französischer Sprache“ als Geburtsjahr 1953, so kommen wohl nur wenige in Frage. Also: Wer weiß es?

Als Preis winkt nicht nur ein Exemplar des neuen Saarland-Führers *Tour de Kultur* aus dem Gollenstein-Verlag, hrsg. von Stefan Miller, sondern auch noch ein Kurz-Abo bzw. ein Kurz-Geschenkabo (drei Nummern ab Nr. 94 bis Ende 2006) der SAARBRÜCKER HEFTE.

Liebes Saarbrücken,

langsam wird die Zeit knapp! Wir hier oben (ihr erinnert euch, hoch oben auf dem Hügel ...) fragen uns zunehmend ungeduldiger, was nun werden soll. Weißt Du denn, liebes Saarbrücken, inzwischen mal halbwegs, was Du eigentlich willst und wie's weitergehen soll?

Na gut, auch wir sind noch nicht ganz entschieden. Zwar hieß es in der SAARBRÜCKER ZEITUNG vom 21. April diesen Jahres bereits, wir wollten Verträge kündigen, 2007 unsere Aktivitäten am Ort einstellen etc. etc. Sofort wurde dort heftig über die katastrophalen Konsequenzen spekuliert, die das für den anerkannten Medienstandort an der Saar bedeuten würde. Keine Sorge, liebe Kolleginnen, liebe Kollegen von der Tagespresse, soweit sind wir noch nicht. Prinzipiell stehen wir zum Standort! Also, wir denken, er hat eine echte Chance. Aber natürlich, auch wir müssen uns mit Alternativen auseinandersetzen, wir prüfen Optionen, lassen uns von anderswo Ansiedlungspläne, Steuernachlaß- und Fördermodelle vorlegen. Anders geht es nicht im weltweiten Wettbewerb heute – dessen Folgen wir diesmal, pluralistisch wie immer, dokumentieren –, ob nun in ganzen Volkswirtschaften (s. Reindl in diesem Heft) oder einfach nur im Krankenhaus (s. Haubrock ebenda).

Wie eigentlich stehst Du, Saarbrücken, im Standortwettbewerb da, wenn wir einmal unsere heimatlichen Gefühle beiseite lassen und nüchtern fragen, was Du uns zu bieten hast, was andere uns bieten? Ja doch, *Stadt am Fluss* ist ein hübscher Versuch, aber ist es denn wirklich schon ein ausreichendes Alleinstellungsmerkmal? Wie steht es um die Nachhaltigkeit, die Zukunftsfestigkeit, die *meritorischen Güter**? Werden denn das Schließen von Bibliotheken und das Sprengen von Festivals hier der geeignete Weg sein, wenn vom Ländchen drum herum sowieso Schulen geschlossen und

* Lange diskutierten wir, ob solche Begriffe (s. S. 13 im Heft) nicht zu schwierig sind, selbst in unseren Texten, und die Leserinnen und Leser heutigentags nicht lieber das Leichte sich leicht zum Munde resp. Kopfe führen (jedenfalls keine Wörterbücher mehr wälzen) wollen. Gerne entscheiden wir uns für Hilfestellung, für Dienstleistung, für das Serviceangebot und erläutern unter Rückgriff auf wikipedia.org wie folgt: „Unter Meritorisierung versteht man im ökonomischen Kontext die Herbeiführung wünschenswerter volkswirtschaftlicher Zustände. So stellt zum Beispiel die Investition in Bildung eine meritorische Investition dar, welche der Volkswirtschaft Nutzen verschafft.“

Theater gesprengt werden? Wird es besser, wenn man noch gleich ein Schwimmbad abläßt? Ist das wirklich konsequente Politik für die nachfolgenden Generationen, konfligiert das nicht zum Beispiel ein bisserl mit dem neuen Staatsgebot, mehr Kinder seien jetzt mal ganz besonders wichtig („*Vorfahrt für Kinder*“) und potentielle Eltern müßten ganz schnell Lebensbedingungen vorfinden, in denen sie auch aktuell Eltern werden möchten („*Sozial ist, was Kinder schafft*“)? Bist Du, liebes Saarbrücken, da nicht gerade dabei, ein wenig die neuen Zeiten zu verschlafen?

Na ja, wir ahnen, was Du antworten wirst: Was braucht eine Stadt von nicht mal 200.000 Einwohnern noch ein Freibad, wenn sie schon kein richtiges Hallenbad mehr hat?! Das schafft nur Verunsicherung! Und außerdem bieten wir (also jetzt Du, Saarbrücken) viele tolle Sachen und zwar für alle Menschen in unserer Stadt, nicht nur für die paar Nasen, die schwimmen, sich bilden, gar lesen oder erfolglose Theaterstücke gucken wollen! Gerade auch für Eltern und Kinder!

Jawoll, und das stimmt sogar irgendwie, ansatzweise, sagen jetzt wieder wir. Gerade heute, auf dem sonntäglichen Weg ins Büro, um diese Zeilen zu verfassen, wurden wir gestoppt von Einsatzkräften der Polizei, die zusammen mit vielen städtischen Werkern den Verkehr abriegelten für ein *Scater*-Rennen. Toll, *scaten*, nicht übel und wahrscheinlich doch eine zentrale hoheitliche Aufgabe. Manchmal, zugegeben, da träumen ja selbst wir davon, daß wir am liebsten Sand mitaufschütten würden für das nächste *Beach-Volleyball*-Turnier, gerne Quietsche-Entchen in der Saar zu Wasser ließen und beim wöchentlich anstehenden Großfeuerwerk mitzündeln möchten. Aber wird das reichen?

Ist das (nur so nebenbei) das antipopulistische Programm, mit dem wir alle gemeinsam die Populisten, die jetzt gefährlich am Horizont erscheinen, verhindern, wenigstens in die Schranken weisen können? Oder braucht dieses brotlose Spiele-Programm, pardon: diese *Event*-Programmierung, nicht noch ein paar weitere *Highlights*, richtige Knaller eben, die zeigen, daß Du, Saarbrücken, wirklich ein Standort der ... sagen wir mal: *outstanding excellence* bist?

Wir warten – und drücken die Daumen. Aber nicht mehr allzu lange.

Deine Redaktion

Die zwei Leben des Oskar Lafontaine

Von Josef Reindl

In Deutschland hat derzeit eine merkwürdige Art von *Kapitalismuskritik* Konjunktur. Sie wird uns zum einen dargereicht von Leuten, die im Glashaus sitzend mit Steinen um sich werfen, und sie wird uns zum anderen angeboten von emeritierten Politikern, die befreit von den Fesseln ihres Berufs Tacheles reden. Beide eint, daß sie eigentlich keine Kritik des Kapitalismus üben, sondern *am* Kapitalismus etwas auszusetzen haben. Sie mögen bestimmte Folgen bzw. Auswüchse dieser Wirtschaftsordnung nicht. Sie hätten lieber einen anständigen Kapitalismus: weniger exzessiv, angloamerikanisch und kalt, mehr rheinisch, patriotisch und sozial.

Als Beobachter solch „antikapitalistischer Klimmzüge“ wird man, wenn man seine fünf Sinne beisammen hat, schnell ärgerlich. Die gute Laune raubte am nachhaltigsten Franz Müntefering, der in seiner Rolle als Frontmann der deutschen Sozialdemokratie den Freund des kleinen Mannes mimt und in seiner Rolle als Zuchtmeister einer Regierungspartei jeden Anschlag auf den Geldbeutel desselben kleinen Mannes abnickt. Das (Groß- bzw. Finanz-)Kapital der Amoralität zu zeihen und selbst alles für die schrankenlose Entfaltung desselben Kapitals zu tun, das kann entweder nur ein abgefeimter Heuchler oder ein ausgesprochener Dummkopf, der nicht begriffen hat, was seine Regierung in den letzten sechs Jahren alles angestellt hat, um die Freiheit zur Profitmaximierung zu maximieren. Nicht ganz so verdrießlich stimmen die Senioren der *Katholischen Soziallehre*, die mit heiligem Zorn gierige und vaterlandslose Manager geißeln, einen Verfall der Werte beklagen und mehr Wirtschaftsethik einfordern. Sie beakern immerhin ein Feld, von dem sie etwas verstehen, was zwar ihre Kritik gehaltvoller, aber nicht unbedingt richtiger macht.

Das Sündenregister des Kapitals

Sucht man nach der Substanz solcher Kapitalismusschelte, so darf man nicht darauf hof-

fen, ein kohärentes Gedankengebäude zu finden. Allenfalls Versatzstücke einer Analyse tauchen auf, Argumentationsfiguren, die das moralische Verhalten von Wirtschaftsakteuren thematisieren, zu den strukturellen ökonomischen Abläufen aber kaum vordringen. Die geläufigsten sind:

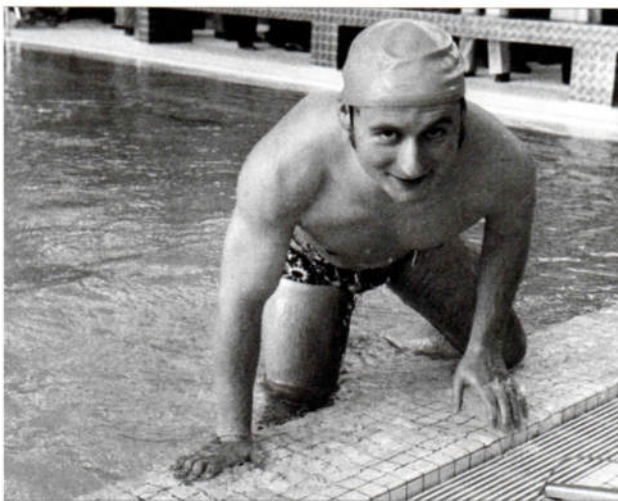
Shareholder Value und Private Equity Fonds:

Die Orientierung am *shareholder* – der am Aktienwert ausgerichteten Unternehmensführung – und die Tätigkeit der Investmentfonds ziehen – so die Kritik – ein extremes Kurzfristendenken nach sich. Die Unternehmen gehen am Gängelband der Börsen und der *Hedge-Fonds*, sie werden gezwungen, kurzfristig möglichst hohe Renditen zu erzielen, was i.d.R. nur geht, wenn (Personal-)Kosten drastisch gesenkt werden. Eine in die Zukunft gerichtete Unternehmenspolitik, die auf neue Produkte und neue Märkte setzt, werde so immer unwahrscheinlicher. Was die Kritiker irritiert, ist die Modernisierung der Unternehmensfinanzierung. In Deutschland ist ein Kapitalmarkt entstanden, der diesen Namen verdient. Ein Kapitalmarkt hat – neben der Verbreiterung der Finanzierungsquellen – einen Markt für Unternehmenskontrolle zur Folge. Fusionen und feindliche Übernahmen, die Zerlegung und Ausschlachtung integrierter Unternehmen, Unternehmensnetzwerke, rasche Eigentümer- und Managementwechsel: Alle diese Phänomene gehören zu einem freien Kapitalmarkt. Von ihm geht ein gehöriger Druck auf das Management aus, die Profitrate durch Rationalisierung zu erhöhen. Daß dabei die Arbeiter die Zeche zahlen, versteht sich von selbst. Wer etwas gegen diesen Effekt des Kapitalmarkts hat, muß diesen entweder regulieren oder er muß ihn abschaffen. Andernfalls weint er nur Krokodilstränen oder er gerät auf die schiefe Ebene des „Antikapitalismus der dummen Kerls“ (August Bebel). Der Generalsekretär der SPD, Uwe Benneter, ist dort schon angekommen, wenn er Ausländer-schelte übt und den braven deutschen Arbeitsmann und den produktiven deutschen Mittelstand gegen das internationale Finanzkapital in Stellung bringt. Benneter übersieht geflissentlich, daß etwa der überwiegend mittelständisch strukturierte und damit chronisch unterfinanzierte Maschinenbau ohne Beteiligungs- bzw. Risikokapital kaum seine Weltgeltung verteidigen könnte. Und gar nicht zu

reden brauchen wir von der Engelsgeduld, mit der privates Wagniskapital die Pleitiers der *New Economy* unterstützt und dadurch viel Geld verloren hat.

Raffgierige Manager:

Daß Manager durch Fusionen und Entlassungen reicher werden, daß Teile ihres Gehalts an den Erfolg der Aktie gebunden sind, daß Top-Manager heute das 240fache eines Facharbeiters verdienen, empört Geißler, Blüm und Müntefering gleichermaßen. Warum eigentlich? Nähme man Anstoß daran, wenn dieselben Manager vor allem durch eine humane Behandlung ihrer Beschäftigten und durch den Ausbau ihres Unternehmens von sich reden machen würden? Wäre denn das 40fache eines Facharbeiterlohns ein angemessenes Gehalt? Die Kritiker legen sich die Bezahlung der Manager als moralisches Problem zurecht. Sie sehen das Prinzip der Gerechtigkeit verletzt, wenn Arbeiter bluten müssen und Manager in Geld schwimmen. Wer so argumentiert, hat nichts gegen das



Leid der Arbeiter. Nur sollen die Manager auch ein bißchen mitleiden. Geholfen ist damit niemandem, aber ein Gefühl von Gerechtigkeit kann sich einstellen. Eine leistungsgerechte Bezahlung für Manager wird eingefordert. Wieso? Sie ist doch leistungsgerecht. Die am besten bezahlten Manager sind auch die erfolgreichsten. Sie haben ihren Job, die Rendite mit allen (erlaubten und manchmal auch unerlaubten) Mitteln nach oben zu treiben, zur höchsten Zufriedenheit der Kapitaleigentümer erledigt.

Gleichzeitigkeit von hoher Profitrate und Entlassungen:

Der gesunde ökonomische Menschenverstand kann einiges verkraften, aber er rastet aus, wenn ein Unternehmen in seiner Bilanz hohe Gewinne ausweist und gleichzeitig den nächsten Personalabbau ankündigt. Er versteht die Welt nicht mehr, weil er einem kapitalen Mißverständnis aufsitzt, das da lautet: Die Wirtschaft ist für die Menschen da. Er will es nicht zur Kenntnis nehmen, wenn ihm Unternehmer bei *Christiansen* sagen, sie seien nicht dafür da, Arbeitsplätze zu schaffen, sondern, um das eingesetzte Kapital zu verwerten und zu vermehren. Die Deutsche Bank hat nicht eine Rekordrendite von 33% (!) erzielt und trotzdem entläßt sie Angestellte, sondern sie hat ihren Profit maximiert, weil sie Angestellte entlassen hat und weiter entlassen wird. Die deutsche Industrie ist nicht Exportweltmeister und trotzdem gibt es fünf Mio. Arbeitslose, sondern sie ist Exportweltmeister, weil es fünf Mio. Arbeitslose gibt.

Globalisierung und Arbeitsplatzverlagerungen:

Seit dem Kapital nach seinem Sieg über das Sowjetreich die ganze Welt zu Füßen liegt, nutzt es sie in vielfacher Hinsicht als sein Operationsfeld. Dagegen haben die Kritiker grundsätzlich nichts einzuwenden, solange es um die Expansion des deutschen Kapitals geht. Deutsche Firmen sind nämlich beileibe keine Waisenknaben in der Verdrängung internationaler Konkurrenz auf den Weltmärkten, ja im Aufkauf ganzer lokaler und regionaler Märkte im Ausland. Wenn hingegen Arbeitsplätze exportiert werden, was logisch zur Expansion des Kapitals dazugehört, dann spitzen Blüm & Co die Lippen, und dann hört man auch unangenehme nationalistische Töne. Um den patriotischen Ton anschlagen zu können, nehmen sie die erpresserischen Absichtserklärungen der kleinen und großen Kapitalisten für bare Münze und übertreiben die durch die Verlagerung entstehenden Arbeitsplatzverluste maßlos.

Globalisierung und der Verlust nationaler Souveränität:

Die wachsende Macht des Kapitals, sein weltweiter Auftritt, schränkt den Handlungsspielraum des Staates ein, läßt ihn zum „schwachen Staat“ werden, monieren die Kritiker. Sie tun so, als ob die Globalisierung wie eine unent-

rinnbare Naturgewalt über uns hereingebrochen wäre. Tatsächlich aber wird der Weltmarkt (nichts anderes ist Globalisierung) politisch, durch das Handeln der Staaten, hergestellt. Sie haben sich hierfür ihre Institutionen wie den IWF, die Weltbank, die WTO, die OECD geschaffen, die die ganze Welt dem Credo des Neoliberalismus gefügig machen sollen. Der deutsche Staat mischt kräftig mit und eskortiert das nationale Kapital, wo immer es erforderlich ist. Er legt in der Frage des ökonomischen Imperialismus eine außerordentliche Handlungsfähigkeit an den Tag, ja er hat das Bestreben, es mit dem amerikanischen Empire aufzunehmen.

EU-Erweiterung und Lohndumping:

Wenn ungleiche Ökonomien zu einem einheitlichen Wirtschaftsraum zusammengefaßt werden, dann gibt es notwendig Verwerfungen. Ins Kreuzfeuer der Kritik sind Ausbeuter und Spargelstecher aus Osteuropa geraten, die für Hungerlöhne bei uns arbeiten und damit eine Lohndrift nach unten in Gang setzen. Es hätte ihrer allerdings gar nicht bedurft, um das hiesige Lohngefüge in Unordnung zu bringen. Deutschland hat längst einen großen Niedriglohnsektor, und auch die Normallöhne schrumpfen seit Jahren, weil man hierzulande irrtümlicherweise die Arbeitslosigkeit auf den zu hohen Preis der Arbeit zurückführt und die Gewerkschaften das auch noch glauben.

Fügt man die Mosaiksteinchen der „Kapitalismuskritik“ zu einem Bild zusammen, so kommt darin nicht etwa eine Absage an die Profitwirtschaft zum Vorschein, sondern eine Sehnsucht nach einer verlorengegangenen Zeit. Der rheinische Kapitalismus gibt die Hintergrundfolie der Kritik ab. Dabei wird nicht reflektiert, daß dessen Voraussetzungen – hohe Wachstumsraten, eine starke Nachfrage nach Arbeitskräften und damit eine starke Verhandlungsmacht der Gewerkschaften, relativ geringe Kapitalmobilität, die Wirkungen der Systemkonkurrenz – entfallen sind. Der Witz an der Geschichte ist zudem, daß die heutigen Kritiker an dem Übel, das sie jetzt beklagen, nicht ganz unschuldig sind. Mit dem rheinischen Kapitalismus geht es bergab, seit seine große Motivationsquelle, die Systemkonkurrenz, versiegt ist. Den Kommunismus aus der Welt schaffen, das wollten sie doch alle. Sie hätten es wissen können, daß mit seinem Verschwinden das Kapital jedes Maß verliert.

Das Sündenregister der politischen Klasse

Oskar Lafontaine hat nach seinem Rücktritt bereits das dritte Buch geschrieben. *Politik für alle* variiert noch einmal das Grundthema, das auch die beiden anderen Veröffentlichungen durchzieht: eine Abrechnung mit der politischen Klasse, resp. seiner eigenen Partei, die nach seiner Einschätzung auf der ganzen Linie versagt hat. Der Autor setzt mit seiner Trilogie, die schon in der Abfolge ihrer Titel verrät, daß sich da einer selbst ermächtigt (*Das Herz schlägt links, Die Wut wächst* und nun *Politik für alle*), einen eigenen Akzent in der Kapitalismuskritik. Er hat eine Theorie, zumindest eine starke These, einen roten Faden in seinen Ausführungen. Lafontaine nimmt nicht in erster Linie die Kapitalisten und Manager aufs Korn, sondern die politische Elite. Sie trägt in seinen Augen die Verantwortung für all die Phänomene, die heute beklagt werden: die Bereicherung der Manager, die Verarmung immer breiterer Bevölkerungskreise, die Erosion des Sozialstaats etc.



etc. Wo die anderen einen Souveränitätsverlust des Staates sehen, da sieht Lafontaine einen Kompetenz- und Niveauverlust des Herrschaftspersonals. Für den unverzeihlichsten Fehler hält Lafontaine die Adoption des Neoliberalismus, dessen Handschrift die allermeisten Regierungsdekrete tragen: die Steuerpolitik (Abschaffung von *Vermögens- und Gewerbesteuer*, Senkung der *Körperschaftsteuer* und des *Steuerspitzenatzes*, Steuerfreistellung der Veräußerungsgewinne), die Sparprogramme, die Privatisierung öffent-

lichen Eigentums, die *Riester-Rente*, das *Finanzmarktförderungsgesetz*, *Hartz IV*, die „Kostendämpfung“ im Gesundheitswesen etc. Die sog. Reformen haben die Reichen reicher und die Armen ärmer gemacht, sie haben die Konjunktur erdrosselt, dem Staat Steuereinnahmen genommen und damit seine Handlungsbasis untergraben, sie bedrohen die soziale Kohäsion der Gesellschaft. Es gibt für Lafontaine keinen in der Sache liegenden Grund für das kapitalfromme und arbeiterfeindliche Handeln seiner Genossen, es entspringt einzig einer wirkmächtigen Ideologie, die inzwischen fast schon Züge einer Heilslehre angenommen hat.

So richtig es ist, gegen die „organisierte Verantwortungslosigkeit“, der zufolge die Politiker keine Handlungsalternativen mehr haben, zu polemisieren, so problematisch ist es gleichzeitig, ihre Handlungsmacht zu überschätzen. Bei Lafontaine scheint es manchmal so, als habe der einzelne Nationalstaat unbegrenzte Macht über die Ökonomie, als könne er nach Belieben das Kapital bändigen und in

die Schuld gibt, daß die angeblichen Arbeitgeber keine Arbeit mehr geben und die Halbgötter in den Vorstandsetagen kein ordentliches Wachstum mehr hinkriegen. Den *Primat der Politik* gibt es nur in Sozialkundebüchern und in der bürgerlichen Politikwissenschaft, aber nicht im richtigen Leben. Wer ihn ernsthaft herstellen wollte, müßte dem Kapital den Fehdehandschuh hinwerfen und ein anderes ökonomisches System entwickeln wollen. Davon ist Lafontaine, wie allein der Titel seines Buches (*Politik für alle*) zeigt, so weit entfernt wie seine Kritikerkollegen. Sein Verdienst liegt darin, einen systemimmanenten alternativen Politikentwurf vorzulegen: ein sozialdemokratisches Programm, das den Sozialstaat verteidigt und auf keynesianische Globalsteuerung setzt.

Die Stärken von Lafontaines Argumentation liegen auf zwei Ebenen: einer diskursanalytischen und einer empirischen. Lafontaine lüftet den Schleier der Diskursproduzenten. Er zeigt, wie von der Wirtschaft bezahlte *think tanks* die neoliberale Soße anrühren, wie die großen Beratungsgesellschaften in die Verbreitung des Marktradikalismus investieren, wie die beamteten Herren Professoren Verzicht und Flexibilität der Lohnabhängigen fordern, wie die Pressbengel und Medienfuzzis die Botschaft des Neoliberalismus nachplappern und verbreiten. Dieses Kartell aus Wissenschaft, Wirtschaft, Beratung, Medien und Politik hat die kulturelle Hegemonie hierzulande erobert. Es hat die Begriffe besetzt, in ihrer Bedeutung verkehrt (vgl. Reform) und durch beständige Wiederholung ins öffentliche Bewußtsein gehämmert. Es ist nicht übertrieben, von einer regelrechten neoliberalen Invasion zu reden. Man sehe sich nur die unsäglichen TV-Talkshows an, man höre die Verlautbarungen der völlig zu Unrecht so genannten „Wirtschaftsweisen“, man lausche den einschlägigen „Impulsen“, von denen keine einzige Nachrichtensendung mehr frei ist, man nehme an sozialwissenschaftlichen Kongressen teil: überall ein schwer erträglicher Unternehmensberaterjargon, der die öffentliche Kommunikation durchdrungen hat. Wo Lafontaine Neoliberalismuskritik als Sprachkritik übt, da läuft er zu seiner besten Form auf. Er tut dies ebenso, wenn er uns den Klassencharakter der deutschen Gesellschaft in Erinnerung ruft. Die obszöne Seite des Kapitalismus, die schroffe Differenz zwischen



den Dienst der Gesellschaft stellen. Daß dem nicht so ist, zeigt ein Blick zurück. Selbst im „Goldenen Zeitalter“ des Sozialstaats konnten Regierungen allenfalls vermitteln, Vorgaben machen, aber nicht herrschen und die Ökonomie nach eigenen Vorstellungen lenken. Und wenn Lafontaine heute Politikversagen für den Grund der sozialen und ökonomischen Krise hält, so fällt er auf die Propaganda der Wirtschaftsverbände herein, die hausgemachte Probleme auf die politischen Rahmenbedingungen zurückführt und dem Staat dafür

Reich und Arm, welche die „soziale Marktwirtschaft“ notdürftig verbergen konnte, bricht heute wieder ungeschminkt hervor. Die *have* eignen sich in frecher Manier immer größere Teile des Kuchens an, den die *have not* backen. Ja, die Reichen schämen sich noch nicht einmal mehr ihres Reichtums, sie stellen ihn zur Schau, sie protzen, sie haben das schlechte Gewissen abgelegt. Lafontaine führt uns die Politik als Klassenkampf vor, und zwar als Klassenkampf von oben, in dem seine Genossen zum einen die Verbündeten der Reichen sind und zum anderen auf eigene Faust die Lebensbedingungen der unteren Klassen verschlechtern. Es ist erfrischend, eine Politikanalyse zu lesen, die nicht vergessen hat, daß es soziale Klassen gibt.

Das „Sündenregister“ des Oskar Lafontaine

So brillant Lafontaines Sprach- und Bourgeoisiekritik ist, so enttäuschend fallen seine ökonomisch-politischen Analysen und seine programmatischen Vorschläge aus. Indem er sich auf den Staat kapriziert und in der Verblendung und Dummheit der Politik die Wurzel allen Übels ausmacht, erspart er es sich zu untersuchen, aus welchen Gründen es der keynesianischen Politik schon in den 70er Jahren nicht mehr gelang, die Arbeitslosigkeit zu reduzieren und das Wirtschaftswachstum zu beschleunigen. Jetzt, nach dem dritten Band der Trilogie, zeigt sich immer deutlicher, daß Lafontaine eher ein mechanischer denn ein dialektischer Denker ist, daß er die neuen Entwicklungen im *High-Tech*-Kapitalismus kaum zur Kenntnis nimmt, daß er eher konventionelle Politikkonzepte verfolgt. Um es einfach zu sagen: Diese Art von Diskurs läuft sich langsam tot. *Politik für alle* reißt einen nicht mehr vom Hocker. Darin wird zu wenig über zu viele Themen gesagt. Konsequenterweise fällt denn auch Lafontaines Aktionsprogramm mehr als dürrig aus. Er ist nicht in der Lage, heutigen Bedingungen entsprechende, effiziente und durchsetzbare Regulationsregime zu entwerfen und damit den Beweis zu erbringen, daß der demokratische Staat auf Dauer den kapitalistischen Tiger reiten kann.

Lafontaine – dieser Eindruck schleicht sich beim Lesen ein – ist nicht nur ein „Unzeitgemäßer“, was ihn ehrt, er ist auch ein „Ungleichzeitiger“, was für ein „politisches Tier“ das Aus

bedeutet. Besonders manifest wird dies, wenn er sein Kapitalistenbild zeichnet: „Heute beherrschen die Havanna paffenden Herren in ihren Nadelstreifenanzügen die öffentliche Szene“. Weit gefehlt! Die neuen Herren sind smart, fit, durchtrainiert, rastlos, cool, von einer lockeren Härte. Sie sind ideale Repräsentanten des Turbo-Kapitalismus, Klone der Effizienzideologie, *Business*-Krieger, die treiben und die getrieben werden. Ihre Souveränität, ihre Macht ist relativ; sie hängen mehr im Hamsterrad der kapitalistischen Maschinerie, als daß sie gestalten würden. Je mehr sie die Bühne der Unternehmen bevölkern, desto sicherer kann man den „rheinischen Kapitalismus“ verabschieden, der von starken, unverwechselbaren und mit der Produktion und den Produkten vertrauten Unternehmerpersönlichkeiten dominiert war. Mit dem McKinsey-Typus zieht die Herrschaft der *Controller* und der Finanzstrategen herauf, die es gelernt haben, in der Perspektive kurzfristiger Profitmaximierung und der radikalen Infragestellung aller bestehenden Strukturen zu denken.



Wo sich oben eine neue Individualitätsform – der McKinsey-Klon – herausbildet, da entwickeln sich auch unten andere Subjektformen. Lafontaine neigt dazu, die Lohnabhängigen nur in der Opferrolle zu sehen. Die modernen Rationalisierungsstrategien zielen aber darauf ab, den Arbeiter als Unternehmer anzurufen, die Arbeit zu subjektivieren. Jeder soll sich für den Erfolg des Unternehmens verantwortlich fühlen, jeder wird der Tendenz nach zu einem *profit center*, zu einer *Ich-AG*, zu Taylor in eigener Sache. Dadurch wächst die Ver-

strickung der Arbeiter und Angestellten und die alten Fronten bröckeln ab. Dem Kapital ist es in einer beispiellosen Modernisierungsoffensive in den letzten 15 Jahren gelungen, die Köpfe der Beschäftigten zu kolonisieren. Die schärfsten Widersprüche tragen sich heute in den Lohnabhängigen selber zu: Sie sollen Unternehmer und Arbeiter gleichzeitig sein, sie treten in ihrer Rolle als Schnäppchenjäger an gegen sich in ihrer Rolle als Produzenten, sie trachten als Geldanleger nach den hohen Renditen, die ihre Arbeitsplätze gefährden. Der moderne Arbeitnehmer ist ein zerrissenes Wesen. Erfolgsträchtige Politikkonzepte müßten ihn in dieser Paradoxie und Ambivalenz abholen und eine Auflösung der pathogenen Dilemmastruktur bzw. eine lebenswerte Dilemma-Balance in Aussicht stellen.

Eine andere Schwäche von Lafontaine ist es, daß er zwar mit Verve gegen den Geldfetisch wettet, aber selber mit Haut und Haaren im *Arbeitsfetisch* steckt. Ein pfißiger Spruch wie „Wenn Arbeit etwas Gutes wäre, würden sie die Reichen für sich behalten“ (die *Glückli-*

an den Faktor Arbeit gebunden sind; er treibt uns in allerlei psychische Leiden, weil wir unsere Würde von der Arbeit ableiten und weil die Seele gegen die Zumutung des „Arbeitskraftunternehmers“ rebelliert; er strapaziert das Familienleben, weil für immer mehr Menschen „Arbeiten ohne Ende“ zur Realität wird; er bringt ein demographisches Problem hervor, weil der *workaholic* sich selbst genug ist; er führt zu dem paradoxen Phänomen von Überarbeit auf der einen und Arbeitslosigkeit auf der anderen Seite und ... und ... und ... Es gibt also genügend gute Gründe, dem Arbeitsfetisch zu entsagen, zumal in einer Zeit, in der aufgrund der informationstechnischen Revolution die Arbeit immer überflüssiger und sinnloser wird. Die Vergötterung, welche die Arbeit derzeit erfährt („Sozial ist, was Arbeit schafft“, „Vorfahrt für Arbeit“), ist ein letztes Aufbäumen gegen die nüchterne Einsicht, daß in der Zukunft die Arbeit ihre Schlüsselstellung in der Gesellschaft verlieren wird.

Lafontaine hätte diese Einsicht gewinnen können, wenn er den von ihm breit behandelten Geldfetisch nicht nur kritisiert, sondern auch hinterfragt hätte. Warum hat heute das fiktive Kapital die Macht übernommen? Weil es enorm viel davon gibt. Warum existiert soviel Geld-, Aktien-, Finanzkapital? Weil die produktiven Kapitalisten ganze Arbeit geleistet und eine riesige Profitmasse akkumuliert haben, weil durch die Privatisierung der sozialen Sicherungssysteme enorme Summen in die privaten Versicherungen und in *Pensionsfonds* fließen, weil all dieses Kapital nicht in der Realwirtschaft reinvestiert wird, sondern als fiktives Kapital an den Aktienmärkten, in *Hedge-Fonds*, in *Investmentfonds* etc. sein Unwesen treibt. Kapital, das nicht produktiv angewendet wird, kommt notwendig auf dumme Gedanken. Es vagabundiert herum, ist beständig auf der Suche nach der höchsten Verzinsung, es wettet auf alles und jedes, auch auf sinkende Kurse, es treibt Spekulationsblasen hervor und führt Krieg gegen ganze Währungen und Volkswirtschaften. Es operiert wie eine Spaßguerilla des Kapitals. Warum aber meidet es die Anlage in der Realwirtschaft? Die Neoliberalen glauben, das liege an der niedrigen Rendite, und sie verordnen deshalb der Wirtschaft ein Sanierungsprogramm, an dessen Ende zweistellige Profitraten stehen sollen. Doch genützt hat ihre bittere Medizin

chen Arbeitslosen) oder eine Sottise wie „Arbeiten ist schön – ich könnte stundenlang zusehen“, käme ihm, der sich in früheren Büchern auf Paul Lafargues *Recht auf Faulheit* berufen hat, heute wohl kaum mehr über die Lippen. Und auch Corinne Maiers Buch-Hit in Frankreich *Bonjour paresse*, einem engagierten Plädoyer für mehr Amüsement im Büro, könnte er nun wohl wenig abgewinnen. Dabei ist es unübersehbar, daß der Arbeitsfuror allseits nur Unglück hervorbringt: Er ruiniert unsere Sozialversicherungssysteme, die



nicht. Worin ist also dann die Investitionszurückhaltung begründet? Könnte es sein, daß die Spaßguerilla rational handelt, daß es nicht nur nicht genug zu verdienen gibt im produktiven Sektor, sondern daß der produktive Sektor an eine Grenze stößt? Die jetzt schon Jahrzehnte währende geringe Investitionsneigung in fast allen entwickelten kapitalistischen Ländern deutet darauf hin: Der Kapitalismus ist erschöpft, sein Energiestrom versiegt langsam, er „verfault“. Das neoliberale Trommelfeuer, die Stürme der *New Economy*, die zuletzt nur noch ein leises Säuseln waren, und die permanente Anrufung des Gottes „Innovation“ vermögen nur mühsam zu verdecken, daß wir in ein Stadium des „rasenden Stillstands“ eingetreten sind. Das Kapital hat sich alles einverleibt, es macht sich jetzt über die öffentlichen Güter her (*Public Private Partnership*, *Cross Border Leasing* etc.), und es hat den Menschen samt seiner Gene ins Visier genommen („Genom-Projekt“). Andere lohnende Ziele sind nicht mehr in Sicht. Die vielbeschriebene Innovation ist recht besehen vor allem Miniaturisierung, Variation und Beschleunigung. Damit läßt sich kein neuer langer Aufschwung auslösen. Von der schöpferischen Zerstörung, die den modernen Kapitalismus ausgezeichnet und ihn so überlebensfähig gemacht hat, ist nur noch die Zerstörung geblieben. Der Kapitalismus erfindet sich nicht mehr neu, wie er das in der Vergangenheit getan hat, er zersetzt sich vielmehr von innen heraus. Er wird ein Exit-Kapitalismus; d.h., die Kapitalgeber gehen kein Risiko mehr ein, sondern sie denken bei ihren Engagements schon den Ausstieg mit. Aus dieser Perspektive ist der Neoliberalismus keine Konterrevolution gegen den Sozialstaat und die „soziale Marktwirtschaft“, sondern das letzte Aufgebot des Kapitals gegen seine andauernde Verwertungskrise. Im Radikalismus und der Maßlosigkeit seiner Forderungen schwingt auch Verzweiflung mit ob der unerbittlichen Wirkungen des Marx'schen Gesetzes des *tendenziellen Falls der Profitrate*, dessen Konsequenz die Paralyse des Kapitalismus aufgrund seiner eigenen Wirkungsweise ist.

Ein Kapitalismus, der nicht mehr aus seiner Akkumulationskrise herausfindet, ist ein gefährliches System. Er wird versuchen, seine Logik zur universellen Logik zu machen, um sich dadurch vor Kritik und Widerstand zu immunisieren. Freilich greift die Überdehnung des

ökonomischen Prinzips auf öffentliche und meritatorische Güter und auf das Gesellschafts-ganze die Voraussetzungen des Kapitalismus an. Er zehrt ja von Ressourcen, die er selber nicht hervorbringt, ohne die er sich aber nicht entfalten kann: Bildung/Ausbildung, Infrastruktur, Familie, Gesundheit, Moral, Kultur, Traditionen und Visionen/Utopien. Vor allem braucht er ein Gegengewicht, eine Antithese, eine Grenzziehung. Was über Jahrzehnte die Staatssozialismen sowie Gewerkschaften und Arbeiterparteien geleistet haben, dafür gibt es heute noch keinen Ersatz. In einer funktionalistischen Betrachtung rettet dieser Kontrapunkt das System Kapitalismus, indem es ihn vor sich selber schützt. Der Kapitalismus ist am kreativsten, wenn er herausgefordert, wenn er gekitzelt wird. Es ist das größte „Vergehen“ der Sozialdemokratie, diese vakant gewordene Rolle nicht übernommen zu haben.

Lafontaine hat von diesen Zusammenhängen eine Ahnung, aber er wagt den Sprung aus der Logik des Kapitalismus nicht. Ja, mehr noch, er klammert sich an eine Ausformung



dieses Systems, die nicht mehr zurückzuholen ist. Ludwig Erhard und Walter Eucken werden für ihn zu Gewährsleuten seines Politikansatzes. Das ist hoffnungslos anachronistisch und eine gewagte Reinterpretation der Freiburger Schule! Lafontaine kann so auch den Neoliberalismus nur als Ideologie brandmarken, die er zweifelsohne ist. Doch warum diese Ideologie solche Erfolge feiert, warum sie so großen Einfluß hat, das vermag er nicht oder nur als Ergebnis von Manipulation zu erklären. Daß der Siegeszug des Neoliberalismus auch mit

der Kulturrevolution der 60er und 70er Jahre zu tun haben könnte, darüber räsoniert er nicht einmal in Ansätzen. Die Studentenrevolte war antikapitalistisch und antikonsumistisch und gleichzeitig hat sie die Eroberung neuer „kultureller und sozialer Gebiete“ durch das Kapital vorbereitet (die „Ausweitung der Kampfzone“). Der Weg vom Antiinstitutionalismus der libertären Linken zum neoliberalen Institutionenschleifen und zur Deregulierung ist nicht so sehr weit. Ähnliches gilt für die Metamorphose der Selbstverwirklichung, die heute bei der Selbstverantwortung, dem privaten Unternehmertum, gelandet ist. Die Wirkungsmacht des Neoliberalismus resultiert aus der Umcodierung der Kapitalismuskritik, die gegen Bürokratie, Hierarchie, Zentralismus, Arbeitsteilung, Entfremdung etc. opponierte, in eine Kritik der sozialen Einhegung des ökonomischen Prozesses. Der Neoliberalismus zieht im Namen der Freiheit und mit dem Gestus des echten Reformers gegen alles ins Feld, was sich dem Imperialismus der Ökonomie in den Weg stellt. Sein marktradikales

Politik für alle entwirft kein neues, zeitgemäßes Regulationsregime. Damit ist Lafontaine in guter Gesellschaft. Den vielen „Kapitalismusdenkern“ fällt nicht mehr viel ein. „Wenn die utopischen Oasen austrocknen, breitet sich eine Wüste von Banalität und Ratlosigkeit aus“ (Habermas). Lafontaines keynesianisches Plädoyer schreibt die Herrschaft des Kapitals sozialverträglich fort. Es sitzt der Wachstums- und Vollbeschäftigungssillusion auf, hält am Arbeitsfetisch fest und klammert elementare „Kampfzonen“ aus. Die Entkopplung von Arbeit und Auskommen ist für Lafontaine ebensowenig ein Thema wie der Übergriff des Kapitals auf das Leben und die Lebensweise der Menschen. *Work-Life-Balance* und die Verteidigung der Lebenswelt gegen den Moloch Kapital sind Leerstellen bei ihm.

Schlimmer noch: Mit *Politik für alle* gerät Lafontaine auf eine abschüssige Bahn. Da „Politik für alle“ in einer Klassengesellschaft ein Widerspruch in sich ist, muß er neben Kapital und Arbeit etwas Drittes finden, auf das er sich beziehen kann. Der Adressat seiner Streitschrift ist „das Volk“. Und damit schlagen wir ein dunkles Kapitel des Buches auf. Der Volksbegriff ist an sich schon problematisch, werden damit doch die Widersprüche und Gegensätze einer Gesellschaft eingedampft. Volk ist eine Konstruktion, und wo sie Wirklichkeit wird, da gibt es entweder Krieg oder Rassismus. Denn nur gegen Andere kann sich eine in sich differenzierte Bevölkerung als etwas Gemeinsames erfahren. Also läßt man besser die Finger davon. Noch heftiger wird es, wenn das „deutsche Volk“ ins Spiel kommt, das sich in der Tat zum Volkskörper zusammenschweißen ließ und unsägliches Leid über die Welt gebracht hat. Oskar Lafontaine ist ein frankophiler und weltoffener Mensch, er hat gelitten, als er eingeklemmt zwischen Kohl und Brandt auf der Wiedervereinigungsfeier diese die Nationalhymne singen hörte. Er sollte es sich verkneifen, von „Volk“ und gar von „deutscher Schicksalsgemeinschaft“ zu reden. Das paßt nicht zu ihm, zu seinem Habitus, seiner Lebensweise. Er sollte auch sein Verhältnis zu den Immigranten klären. In den diesbezüglichen Buchpassagen ist viel ressentimentgeladenes Geschwurbel, viel Mißverständliches (z.B. Parallelgesellschaften, Arabisierung) zu lesen. Und er sollte auf keinen Fall Sätze wie diesen schreiben: „Es ist schon ein Zeichen geistiger Verarmung, wenn englische



Projekt ist nach einem Jahrzehnt postmoderner Dekonstruktion noch einmal ein utopischer Entwurf, der auf dem „gesunden Menschenverstand“ des *homo oeconomicus* aufsetzt. Darin, in der Verknüpfung von Vision und *common sense* liegt seine Anziehungskraft begründet. Der Neoliberalismus ist die konkrete Utopie des Kapitals ... und weit und breit ist kein Gegenentwurf zu sehen. Seine Apologeten und seine Jünger sind nicht verführt und manipuliert worden, wie Lafontaine suggeriert. Sie wissen, was sie tun!

Wortfetzen immer mehr die europäischen Sprachen verhunzen.“ Sie verhunzen doch nicht die Sprachen, die bekanntlich noch nicht unter Naturschutz stehen, sondern die Semantik der politischen Ökonomie! Wir wollen Lafontaine bei Gott nicht belehren, aber wir möchten es vermeiden, daß der Großinquisitor der Linken, Hermann Gremliza, recht bekommt mit seiner Behauptung, Lafontaine verwandle die soziale in die nationale Frage.

Oskar Lafontaine revisited

Mit *Politik für alle* ist Lafontaine vorläufig an einem Schlußpunkt angekommen. Er hat sein einsames Regierungsprogramm geschrieben und dabei Friedrich Merz noch getoppt. Brauchte dieser einen Bierdeckel für das eine Thema „Steuerreform“, so genügen Lafontaine zwei Seiten für die Verbesserung der Welt, Europas und Deutschlands. Ihm geht es ein bißchen wie dem stagnierenden Kapitalismus. Auch er rast noch einmal von Talkshow zu Talkshow, von Veranstaltung zu Veranstaltung und kommt inhaltlich-theoretisch nicht vom Fleck. Auf eine Kapitalismusanalyse, die auf der Höhe der Zeit ist, müssen wir weiter warten. Weil Lafontaine politisch ans Ende gekommen ist, wollen wir noch einmal zurückblicken auf das Leben eines der größten politischen Talente, das diese Republik hervorgebracht hat. Seine politische Vita hat Symbolkraft für die Karriere oder besser für das Schicksal der altherwürdigen Sozialdemokratie.

Vor kurzem ist die erste Biographie über Lafontaine erschienen: *Politik und Provokation* von Joachim Hoell, einem Journalisten und Filmemacher. Er versucht, den Politiker und den Theoretiker Lafontaine aus dessen Biographie heraus zu erklären. Der Ansatz scheitert, weil sich der Mensch Lafontaine verschließt und sein politisches und theoretisches Wirken nicht psychologisieren läßt. Hoell macht zu wenig aus den Möglichkeiten, die eine Biographie bietet. Er bettet die Vita Lafontaines nicht in das Drama der Sozialdemokratie ein, er sucht nach einem geschlossenem Lebensentwurf, wo doch die meisten Lebensläufe disruptiv und inhomogen sind. Ein Leben besteht aus mehreren Leben, Menschen erfinden sich, je nach Lebensumständen, wieder neu. Gerade im Falle Lafontaines

bietet sich diese postmoderne Perspektive an. Hoells Biographie enthält eine Fülle an Anschauungsmaterial, das einen Bruch im Leben Oskar Lafontaines indiziert. Der Autor nimmt ihn nur unzulänglich wahr, weil er vor allem an Kohärenz und Konsistenz interessiert ist. Oskar Lafontaine aber ist nicht kohärent, sein Leben zerfällt in mindestens zwei Hälften: in den frühen Lafontaine und in den späten Lafontaine. Zerteilt wird es im Traumajahr 1990, als auf Lafontaine ein Messerattentat verübt wird und als sein sozial-ökologisches Projekt am wiedervereinigten Deutschland zerschellt.

Der frühe Lafontaine: mit Siebenmeilen-Stiefeln ins Zentrum der Macht

Oskar Lafontaine war ein eiliger Mensch. Mit 18 Jahren Beginn des Studiums, mit 25 Jahren Berufseinstieg, mit 32 jüngster Oberbürgermeister, mit 41 jüngster Ministerpräsident, mit 46 Jahren jüngster Kanzlerkandidat in der Ge-



schichte der Bundesrepublik. Da ist einer mit Riesenschritten vorwärts gekommen und nie hatte man das Gefühl, er müsse sich auf seinem Marsch zur Macht über Gebühr verausgaben. Er war gesegnet mit der Gabe der Rede, er hatte einen scharfen analytischen Verstand und er war schnell heimisch im Spiel der Macht. Vor allem: Lafontaine war ein Strategie durch und durch. Er wußte um den *Kairos*: den rechten Augenblick, um die Architektur und die geheimen Strukturen der Macht, und er sprang immer erst, wenn er die Vorausset-

zungen für einen Erfolg geschaffen hatte. Lafontaine war das größte politische Talent in der Bundesrepublik, eine Naturbegabung und ein theoretisch-philosophisch interessierter Zeitgenosse dazu. Ihn zeichnete aus, daß er Themen setzte, die Kunst der Zuspitzung und Vereinfachung komplexer Sachverhalte beherrschte und daß er alle Register der Demagogie ziehen konnte. Die Macht war für ihn zwar etwas Lustvolles, aber er wollte sie haben, um den „sozialen Fortschritt“ voranzutreiben, um die ökologische und die soziale Frage zu versöhnen und um die Gesellschaft und die Welt zu entmilitarisieren. Lafontaine war für seine Umgebung alles andere als einfach: Er war egomanisch und autokratisch, lehnte die moderne Plage Teamarbeit ab, er sprang grob mit seinen Leuten um und stieß sie vor den Kopf, kurzum, er praktizierte einen aufklärten Absolutismus.

Das umtriebige Politgenie war einer der umstrittensten Deutschen. Sein Hedonismus, seine Verachtung der Sekundärtugenden, seine Frankophilie waren im Land der Ord-

vom Teilen“ reizte.

Lafontaine hat als Oberbürgermeister von Saarbrücken und als saarländischer Ministerpräsident eine stolze Erfolgsbilanz vorzuweisen. Als OB zeichnet er verantwortlich für die Sanierung des St. Johanner Marktes, für das bundesweit beachtete Saarbrücker Programm zur Bekämpfung der Berufsnot Jugendlicher (AZB), für das *Max-Ophüls-Festival* und für die *Perspectives du Théâtre*. Als Ministerpräsident setzte er eine zweimalige Teilentschuldung des Saarlands durch, führte die *Saarstahl AG* erfolgreich durch ihre schwere Krise, baute eine bemerkenswerte Informatiklandschaft auf, schaffte den Radikalerlaß ab und ließ Kriegsdienstverweigerer in den Schulen informieren. Er hatte auch keine Scheu, zur DDR Sonderwirtschaftsbeziehungen aufzunehmen und dadurch Aufträge im Wert von 200 Mio. DM für die Stahlindustrie heranzukarren und die Bestellung von 10.000 Autos für *Ford Saarlouis* zu vermitteln.

Freilich, wer ihn im Saarland agieren sah, wurde das Gefühl nie los, daß ihm diese Schuhe viel zu klein waren, daß da ein Charismatiker auf einer Provinzbühne auf seinen Auftritt im Nationaltheater wartete. Dorthin wollte er mit einer besonderen Aufführung gelangen: dem rot-grünen Projekt. Lafontaine, der den Grünen im Saarland 1985 geschickt das Wasser abgegraben hatte, setzte bundespolitisch voll auf die Allianz mit ihnen. „Ökosozialismus“ hieß sein theoretisches Konzept, mit dem er einen „anderen Fortschritt“ grundlegen wollte: ein sozial und ökologisch gebänderter Kapitalismus (Abkehr vom Wachstumsdenken), in dem Marktregulierung und Sozialstaat den Schutz der Arbeitskraft ausbauen und die Möglichkeiten erweitern, auch neben oder ohne Erwerbsarbeit sein Auskommen zu haben (weitere Dekommodifizierung von Arbeitskraft durch Arbeitszeitverkürzung, durch Aufwertung der Nichterwerbsarbeit etc.).

Epochenbruch und biographischer Bruch

Die Zeichen stehen günstig, als Lafontaine zum Kanzlerkandidaten der SPD erkoren wird. Es scheint den Umfragen zufolge erstmals eine Mehrheit hinter dem rot-grünen Projekt zu stehen. Lafontaine vermag offensichtlich das Bildungsbürgertum und große Teile der Arbeiterschaft hinter sich zu versam-



nungsliebe vielen suspekt. Dennoch zog er die Öffentlichkeit in seinen Bann, als er als jüngster Abgeordneter im saarländischen Landtag die Regierung der Korruption zieht, als er Cattenom die „Zentrale des Todes“ nannte, als er in Mutlangen an Sitzblockaden vor der amerikanischen Militärbasis teilnahm, als er sich mit Helmut Schmidt aufgrund des *Nato-Doppelbeschlusses* anlegte, als er die Gewerkschaften mit seinen Vorschlägen zum „Sozialismus in der Klasse“ (Arbeitszeitverkürzung ohne Lohnausgleich) und mit dem „Lied

meln. Geist und Arbeit – das ist ein Bündnis so recht nach seinem Geschmack.

Doch dann kommt alles anders. Die Mauer fällt und die Deutschen taumeln ihrer Einheit entgegen. Lafontaine hatte diese historische Zäsur nicht auf der Rechnung. Ihm ist die jetzt einsetzende Deutschtümelei fremd, er ahnt, daß da mehr zusammengebrochen ist als ein Befestigungswerk. Er erlebt seine Partei als die deutscheste der deutschen Parteien und er hat große Mühe, seinen Widerstand gegen die Währungsunion verständlich zu machen. Seine großen Themen, die ökologische Wende, soziale Reformen, eine solidarische Finanzpolitik etc. brechen ihm weg. Gegen den grassierenden Nationalismus unter den politischen Eliten und gegen die delirierenden Wachstumsverheißungen („blühende Landschaften“) vermag er – der Realist und Skeptiker – nichts auszurichten.

In diese Zeit fällt auch das Messerattentat auf ihn. Er ringt mit dem Tode, droht zu verbluten und überlebt mit viel Glück. Bereits einen Monat später tritt er wieder in der Öffentlichkeit auf, als ob nichts gewesen wäre. Er stürzt sich erneut in den Wahlkampf, um das Ruder noch herumzureißen. Doch was anderen widerfährt, daß sie nach Anschlägen auf ihr Leben einen Sympathiebonus erhalten, geschieht bei Lafontaine nicht. Er verliert die Wahl. Er erleidet erstmals in seinem bislang so erfolgreichen Leben eine Niederlage.

Recht bescheiden hat Lafontaine in diesem schwarzen Jahr 1990 zwei schwere Verluste hinzunehmen: einen politischen und einen persönlich-privaten. *Politisch* verliert Lafontaine die Wahlen und mehr noch: sein Projekt. Ende der 80er Jahre bestand die einmalige Chance, diese Republik ein Stück weit zu verändern, die Kräfteverhältnisse waren danach. Was seit 1998 als rot-grüne Koalition firmiert, ist nur noch eine *Camouflage* und hat kaum mehr etwas zu tun mit Lafontaines Vorhaben. Es ist ein Etikett, mehr nicht. *Persönlich* verliert Lafontaine durch die Erfahrung des Attentats sein Urvertrauen, die Gewißheit, geschützt und unversehrt zu sein. Er spricht darüber kaum, die Tage und Wochen nach dem Attentat sind eine *black box*. Doch es ist nicht vermessen, zu sagen, daß nach dem Attentat für ihn nichts mehr wie vorher war. Er selber nimmt sich vor, „von nun an nur noch das zu machen, was ich mit gutem Gewissen vor mir vereinbaren kann.“ Damit sind die

Skrupulosität, die Selbstreflexion, ja die Unsicherheit und Verletzlichkeit in das Politikerleben Lafontaines eingezogen: Eigenschaften, die dem Tatmenschen Politiker für gewöhnlich nicht gut bekommen.

Der späte Lafontaine:

zwei Schritte vorwärts, ein Schritt zurück

Lafontaine wird nach verlorener Bundestagswahl von der Medienmeute, deren Darling er eben noch war, in einen Strudel von Skandalen und Skandalchen hineingezerrt. Es werden alte Geschichten aufgewärmt („Rotlichtaffäre“), er stolpert beinahe über eine lange zurückliegende Pensionsaffäre, er legt sich mit der Presse an („Lumpenjournalismus“) und knebelt sie durch ein neues Gegendarstellungsrecht. Es scheint, als ob er seinen Halt verlieren würde. In der Bundes-SPD läßt er Björn Engholm und Rudolf Scharping den Vortritt, ohne sich freilich in eine Parteidisziplin einbinden zu lassen. Dann urplötzlich ist er wieder da, als er mit einer spontanen Kampfreden auf dem SPD-Parteitag in Mannheim Rudolf Scharping stürzt und selber den Vorsitz antritt. In der Folgezeit gibt Lafontaine seiner Partei zwar ein deutlich linkes Profil, aber in der Ausländerpolitik handelt er reaktionär. Hatte er noch in den 80er Jahren zurecht gegen die deutschtümelnde Heimholung der Rußlanddeutschen Stellung bezogen und stattdessen für die Integration der Asylbewerber plädiert, so verantwortet er jetzt die *Petersberger Beschlüsse* mit und wähnt „das Boot voll.“ Bei den nächsten Wahlen läßt er Schröder den Vortritt und unterschreibt in Nibelungentreue dessen neoliberales Wirtschaftsprogramm. Der Wahlsieg Schröders geht zu großen Teilen auf ihn zurück: Er hat den Wahlkampf inhaltlich als Kampf gegen den Neoliberalismus und den Sozialabbau konzipiert und damit das offene Ohr der Wähler gefunden. Lafontaine zaudert, in die neue Regierung einzutreten, weil ihm zurecht die Personalie des Intriganten Bodo Hombach nicht gefällt. Er übernimmt dann doch das für ihn neu konfigurierte Finanzministerium und macht Ernst mit seiner Kapitalismuskritik. Allerdings sucht er sich Gegner aus, mit denen nicht zu spaßen ist: die transnationalen Konzerne und das weltweit operierende Finanzkapital. Er gilt in dieser Zeit als „der

gefährlichste Mann Europas“, aber nüchtern betrachtet ficht er eine Don Quijotterie aus. Als für ihn deutlich wird, daß Schröder lieber Auto- als Arbeiterkanzler sein will, tritt er abrupt zurück. Er verläßt auch den Parteivorsitz, nimmt also nicht die Auseinandersetzung um Lafontainismus und Blairismus auf. Nach seinem Rücktritt wird er zum Politprivatier, schreibt Bücher, tingelt von einer Talkshow zur anderen, verfaßt Kolumnen in BILD, tritt in Davos und Alpbach bei den Eliten ebenso auf wie in Leipzig auf der Montagsdemonstration und in Saarbrücken bei der Mai-Kundgebung, wird *Attac*-Mitglied etc. Seine Kritik der SPD ist unerbittlich, aber er zieht nicht die logische Konsequenz, der Partei den Rücken zu kehren. Lafontaine bleibt weiterhin zögerlich und sprunghaft. So läßt er sich in den Wahlkampf der Saar-SPD einbinden, um dann vier Wochen vor der Wahl über einen möglichen Übertritt zur *Wahlalternative Arbeit und Soziale Gerechtigkeit* öffentlich zu räsonieren. Seit seinem biographischen Trauma ist immer wieder dasselbe Muster zu erkennen: Lafontaine geht auf etwas los, er erreicht es auch, aber dann zieht er nicht durch mit allen Konsequenzen, auch der des Scheiterns.

Der Untergang

Lafontaine ist – die Nachricht überraschte mich beim Abfassen dieses Essays – nicht mehr SPD-Mitglied. Er hat eine zerrüttete Beziehung beendet und wagt einen Neuanfang. Er will das Zugpferd der linken Kräfte im Land werden. Lafontaine hat endlich nicht mehr gezögert, sondern er ist gesprungen, wie es der frühe Lafontaine getan hätte. Er hat – vorläufig – das Echternacher Schrittmuster hinter sich gelassen. Vielleicht beginnt jetzt sein drittes Leben. In der SPD wirkte er zuletzt wie der Gralshüter eines Gedankenguts, das die anderen längst über Bord geworfen hatten, wie der letzte Sozialist auf einem sinkenden Tanker. Sein Austritt kam gerade zur rechten Zeit, denn der Tanker SPD steuert auf ein gefährliches Riff zu. Das Riff heißt Neuwahlen im September 2005.

Mit diesen Wahlen, die mit einem Debakel für die Sozialdemokratie enden werden, geht die Geschichte einer historischen Kraft in Deutschland zu Ende. Sie begeht vor aller Augen Selbstmord. Sie wird zwar irgendwie

als Parteihülle weiterexistieren, aber dahinter verbirgt sich nichts mehr, was auf ihre Abkunft schließen läßt. Sie will heute ihre historische Mission, nämlich Schutzmacht der kleinen Leute zu sein, offensichtlich nicht mehr erfüllen. Ja mehr noch: Sie macht sich über die Opfer des Kapitalismus her und quält sie mit den Folterinstrumenten, die der Saarländer Hartz, auch er ein Sozialdemokrat, ersonnen hat. Ergo ist sie entbehrlich, sie wird wirklich nicht mehr gebraucht. Das Kapital hat heute keinen sozialdemokratischen Souffleur mehr nötig. Zwar stimmt das Verdikt von Nietzsche über die deutsche Bourgeoisie, „im Geschäft fleißig, aber im Geiste faul“, immer noch, aber die staatsbürgerliche und schöngeistige Nachhilfe für die „Geldsäcke“ erteilen andere heute viel besser.

Schade, daß im kommenden Herbst nicht der Kapitalismus, also der nackte Profit, zur Wahl steht. Sein Ergebnis würde wohl im Promillebereich liegen. Deshalb gibt es ja Parteien, die unsere Ausbeutungsordnung als soziale Gerechtigkeit ausstellen. Der kommende Wahlkampf wird im übrigen ein besonders verlogener werden. Faktisch geht es um eine neoliberale Konzeptkonkurrenz zwischen den großen Parteien. Die SPD nennt den Wettkampf um die größten Geschenke für das Kapital Richtungsentscheidung. Sie wird die anti-amerikanische Keule, die in Deutschland immer gut ankommt und mit der sie schon die letzte Wahl gewonnen hat, herausziehen und gegen den amerikanischen „Raubtierkapitalismus“ sowie die amerikanische Partei in Deutschland, die CDU/CSU, schwingen. Sie möchte dadurch vergessen machen, daß auch sie im Hintern der Bourgeoisie steckt. Es bleibt zu hoffen, daß eine „Vereinigte Linke“ dieses Manöver durchkreuzt und eine inhaltlich-politische Alternative zum *pensée unique* der anderen aufbietet. Damit es noch einmal etwas zu wählen gibt in diesem Land!

Literatur:

Joachim Hoell: Politik und Provokation. Oskar Lafontaine. Eine Biographie, Dirk Lehrach Verlag, Braunschweig 2004.
Oskar Lafontaine: Politik für alle. Streitschrift für eine gerechte Gesellschaft, Econ Verlag, Berlin 2005.

Luxemburg und die Großregion

Kulturhauptstadt Europas 2007

Von Eva Mendgen

1995 hat sich Luxemburg zum ersten Mal als Kulturhauptstadt Europas inszeniert. Im Gefolge der von diesem positiv verlaufenen Ereignis ausgelösten Diskussionen wurden etwa 800 Mio. Euro alleine in den Ausbau der kulturellen Infrastruktur investiert. Diese enorme Investition hat die Kulturlandschaft in wenigen Jahren sichtbar verändert. Die in ein modernes Kultur- und Begegnungszentrum umgewandelte *Abtei Neumünster* zum Beispiel hat 2004 ihre Pforten geöffnet, die neue Philharmonie – das *Konzerthaus Grande-Duchesse Joséphine-Charlotte* –, konzipiert vom Pariser Architekten und Pulitzer-Preisträger Christian de Portzamparc, wurde am 26. Juni 2005 (Ende der EU-Präsidentschaft Luxemburgs) eingeweiht. Alleine sieben neue staatliche und städtische Museen und Galerien sind entstanden bzw. im Entstehen begriffen. Fast ebenso spektakulär wie die Architektur der Philharmonie fällt das Museum moderner Kunst (*Musée d'Art Moderne Grand-Duc Jean / MUDAM*) aus, das voraussichtlich im Herbst nächsten Jahres öffnet. Der Entwurf des Museums stammt aus dem Büro des Sinoamerikaners Ioh Ming Pei (Glaspyramide des *Louvre*). Von Seiten der Regierung betrachtet man vor allem diese Investition als einen wichtigen Beitrag zu Luxemburgs Ansehen in der Welt: „*From the moment its doors open, the Museum's collections and top-level exhibitions will contribute to Luxembourg's international influence and prestige.*“ (Jacques Santer). Wenn die Stadt 2007 erneut Kulturhauptstadt Europas wird, fehlt es in Luxemburg also nicht an repräsentativen und professionell organisierten Orten der Begegnung.

Konzentrierte man sich 1995 auf Luxemburg-Stadt, so handelt es sich jetzt um *Luxemburg und die Großregion* und um die erste

grenzübergreifende „Kulturhauptstadt“ Europas mit dem Großherzogtum Luxemburg in der Mitte und den daran angrenzenden Teilregionen Saarland, Lothringen, Wallonien und Rheinland-Pfalz. Damit hat sich das Territorium der Kulturhauptstadt 2007 gegenüber 1995 geradezu dramatisch vergrößert.

Diese „Großregion“, die in *Saar-Lor-Lux* ihre Ursprünge hat, macht ihrem Namen alle Ehre. Sie ist immerhin die größte der EU und reicht bis an die Tore von Lille, Brüssel und Maastricht im Norden, bis nach Plombières-les-Bains in den Vogesen im Süden, und von Mouscon (Wallonien) bis nach Mainz (Rheinland-Pfalz) sind es fast 500 km. Es handelt sich um ein heterogenes Gebilde mit etwa elf Millionen Bewohnern und ganz unterschiedlichen politischen und Verwaltungsstrukturen, das sich aus fünf Teilregionen und vier Nationalstaaten mit drei Landessprachen zusammensetzt. (Was das für die einzelnen Vertragspartner bedeutet, erschließt sich unter anderem bei der Lektüre von Patrick Thulls Buch *Demain, La Lorraine*, leider nur in französischer Sprache erschienen.)

Luxemburg ist dabei, sich zur Kapitale dieses Territoriums zu entwickeln. Macht und Einfluß bündeln sich hier wie vielleicht an keinem anderen Ort in der Großregion, wo heute Europa-Politik auf höchster Ebene betrieben wird und die internationale Wirtschaft präsent ist. Heute müssen die Luxemburger ihr Land nicht mehr verlassen, um andernorts Karriere zu machen oder international Einfluß zu nehmen, wie seinerzeit Kunigunde oder Karl IV., beide Luxemburger mit deutschen Kaiserkrönen. Heute ist es vielmehr umgekehrt: Seitdem das Abkommen von Schengen 1993 in Kraft getreten ist, wächst die Zahl jener Menschen ständig, die täglich die Binnengrenzen der Großregion auf dem Weg zur Arbeit zum Teil mehrfach überqueren. Etwa 160.000 Grenzgänger insgesamt waren es laut *Statistischem Jahrbuch 2004*, davon mehr als 110.000 meist hochqualifizierte Arbeitskräfte mit Luxemburg als Ziel. Diese interkulturell gebildete, für die Großregion spezifische Gruppe praktiziert Europa tagtäglich und überprüft es auf seine Tauglichkeit.

2007 soll, und das macht Sinn, „unter dem Zeichen der Begegnungen und der Synergien der Bevölkerungen stattfinden“. Man möchte „gemeinsam die Geschichte interpretieren und Neues schaffen, auf dem Experimentier-

feld

Europas.“

In Luxemburg hofft man derzeit auf die Kreativität und Energie der Großregion, ihrer Städte und „Metropolen“, auf „Kultur und Tourismus ohne Grenzen“. Die fünf Partner haben sich auf thematische Schwerpunkte für 2007 geeinigt: In Luxemburg sind es die *Migrations*, in Rheinland-Pfalz die *großen europäischen Persönlichkeiten*, im Saarland ist es die *Industriekultur* (und der 50. Geburtstag des Landes), in Lothringen die *Culture de la mémoire* und in Wallonien die *Expressions de la modernité*. Wie die Beiträge im Einzelnen aussehen, ist noch nicht ganz klar. Näheres zu Auswahl, Kooperationen und Finanzierung wird man wohl erst gegen Ende 2005 erfahren.

Es ist tatsächlich an der Zeit, das düstere Bild, das Kriege, Schwerindustrie und Strukturwandel geprägt haben, zu revidieren; das Logo für 2007 vermittelt ein anderes Image: Die Jury hat den kapitalen blauen, röhrenden Hirsch der luxemburgischen Agentur Bizart ausgewählt, der in ihren Augen die Ziele der Kulturhauptstadt – „vereinen, träumen, ausstrahlen“ / „rassembler, rêver et rayonner“ – am besten repräsentiert. Zu hoffen ist nur, daß der Hirsch nicht für fünf Platzhirsche steht, sondern Europa von seiner kreativen Potenz überzeugen wird.

„... une communauté culturelle“

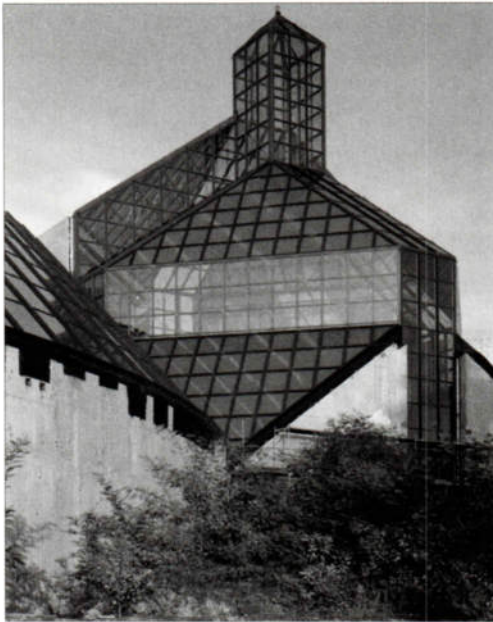
Befestigungsanlagen, Bunker und Schützengräben sind tatsächlich immer noch präsent, aber sie haben ihre einstige Bedeutung verloren. Altstadtviertel und Festungen der Stadt Luxemburg, das „Gibraltar des Nordens“, gehören seit 1994 zum UNESCO-Weltkulturerbe. Zeugnisse der alten Schwerindustrie der heutigen Großregion, Motor und Trophäe der jeweiligen Sieger der Kriege des 19. und 20. Jahrhunderts, sind gleichfalls ein Fall für die



Denkmalpflege. Seit 1994 zählt die Hochofenanlage der alten Völklinger Hütte zum Weltkulturerbe. Als weiteres technisches Denkmal folgten 1998 die

vier hydraulischen Schiffshebwerke von La Louvière am *Canal du Centre* in Wallonien. Das Spektrum der Stätten des Weltkulturerbes der heutigen Großregion erschöpft sich damit jedoch nicht. Der Dom in Speyer, Römerbauten, Dom und *Liebfrauenkirche* in Trier und *Place Stanislas*, *Place de la Carrière* und *Place d'Alliance* in Nancy gehören seit den 1980er Jahren ebenfalls dazu. Die 2003 in Luxemburg mit Hilfe verschiedener staatlicher und privatrechtlicher Einrichtungen gedruckten *Kulturrouten durch die Großregion* geben eine Zusammenfassung der kulturellen Vielfalt.

Was nun die „gemeinsame Geschichte“ der Großregion von Karl dem Großen bis Luxemburg 2007 angeht, so ist diese bislang noch nicht einmal ansatzweise geschrieben worden. Ihre gemeinsame Erforschung bzw. die Koordination der unter nationalen Gesichtspunkten schon erfolgten Arbeiten und ihre Einbettung in den europäischen Kontext (inklusive Übersetzung in wenigstens zwei Sprachen) wäre mit Sicherheit eine Herausforderung für die Forschungseinrichtungen der Großregion, wenn nicht ganz besonders der neuen Universität in Luxemburg, auch unter Rückbesinnung auf die Verfassung der



oben:

Blick auf die Place de l'Europe, die gegenwärtig analog eines Masterplans des katalanischen Architekten Ricardo Bofill neu gestaltet wird, links ein Büroglasturm von Bofill, rechts die neue Philharmonie (Foto: Mendgen)

darunter:

Das Musée d'Art Moderne Grand-Duc Jean / MUDAM von Ioh Ming Pei (Foto: © P.-O. Deschamps / Agence VU)

UNESCO von 1945: „Ein ausschließlich auf politischen und wirtschaftlichen Abmachungen von Regierungen beruhender Friede kann die einmütige, dauernde und aufrichtige Zustimmung der Völker der Welt nicht finden. Friede muß – wenn er nicht scheitern soll – in der geistigen und moralischen Solidarität der Menschheit verankert werden“ oder, mit den knappen Worten des in Luxemburg geborenen Robert Schuman: *„L'Europe, avant d'être une alliance militaire ou une entité politique, doit être une communauté culturelle.“* – Die Geschichte „gemeinsam interpretieren und Neues schaffen auf dem Experimentierfeld Europas“, eines der Ziele von 2007, scheint somit ein guter Ausgangspunkt zu sein, um eine kulturelle Basis, zumindest eine gemeinsame „Terminologie“, für die Zukunft zu schaffen.

„Metropolen“ und Regionalismus

Ziemlich reizvoll ist es, die Großregion über ihre Städte, ihre kleinen, in Konkurrenz zueinander stehenden „Metropolen“, zu entdecken und miteinander in Beziehung zu setzen. Die Städte der heutigen Großregion sind von den lokalen wie den „externen“ Herrschern geprägt, wie Saarbrücken, das unter anderem

Bezüge zur gut 100 km entfernten alten Herzogstadt Nancy aufweist. Der *Ludwigsplatz* – der als einer der schönsten Plätze Deutschlands gilt – ist beispielsweise eine eigenständige Interpretation der *Place Stanislas* in Nancy durch den protestantischen deutschen Baumeister Friedrich Joachim Stengel. Anders verhält es sich mit dem Rathaus Kaiser Wilhelms II., dem Staatstheater – einem „Geschenk“ Hitlers –, der Französischen Botschaft des mit dem Wiederaufbau (*Réconstruction*) nach dem Zweiten Weltkrieg beauftragten Pariser Modernisten Georges-Henri Pingusson oder der Kongreßhalle Konrad Adenauers. (Die Beispiele ließen sich, auf die ehemaligen „Reichslande“ ausgedehnt, weiterführen.) Derart entwurzelt sucht Saarbrücken heute nach einer Identität, momentan als *Stadt am Fluß*. In diesem Kontext soll ein weiteres „Geschenk“ der Bundesrepublik, die Stadtautobahn, die sich als umweltpolitischer Fehler erwiesen hat, unter die Erde verlegt werden.

Anders verhält es sich in Metz und Nancy, den beiden alten Zentren Lothringens, denen es über die Jahrhunderte gelungen ist, ihre Eigenständigkeit mehr oder weniger zu bewahren. Die Städte sind zwar geprägt von den großen Zentren Paris und Berlin (Metz). So ist in wohl keiner deutschen Stadt ein gesamter Stadtteil aus wilhelminischer Zeit (öffentliche

und private Bauten) in einer derartigen Geschlossenheit erhalten wie im lothringischen Metz, zwischen 1870 und 1918 Garnisonsstadt des Deutschen Reiches. Aber der Historismus ist hier kein „Solitär“, sondern eingebunden in die lokale Architekturgeschichte, er hat die gesamte Stadt um 1900 quasi überformt, nicht nur durch Planungs-, sondern auch durch Einzelne Bau- und vor allem auch durch Restaurierungsmaßnahmen. Ganz anders Nancy, das nach dem *Deutsch-Französischen Krieg* als französische Grenzstadt wider Erwarten ebenfalls einen Aufschwung als ökonomisches und vor allem als kulturelles Zentrum erlebte. Nancy hatte schon im 18. Jahrhundert mit der barocken Erweiterung der Stadt ein neues Gesicht erhalten durch Stanislas Leszcynski, dem von Louis XV. eingesetzten einstigen König Polens. Stanislas verstand es meisterhaft, seine politische Ohnmacht durch kulturelle und wirtschaftliche Aktivitäten zugunsten seiner Bürger zu kompensieren, Kunst und Industrie florierten und fanden Ausdruck unter anderem in der *Place Stanislas*, ursprünglich *Place Royale* mit dem Denkmal Ludwigs XV. als dem eigentlichen Machthaber in der Mitte. (Das im Januar angelaufene Kulturjahr *Nancy 2005 – le temps des Lumières* feiert übrigens Stanislas und das 18. Jahrhundert mit einer Ausstellungs- und Veranstaltungsreihe.)

Am Ende des 19. Jahrhunderts knüpften die lokale Kunst und Industrie an jene Zeit an. Der *Art Nouveau* aus Nancy war bald international bekannt. Diese in der Region verankerte Bewegung behauptete sich nicht nur zwischen den Mächten Deutschland und Frankreich, sondern sie setzte vor allem mit der *École de Nancy* international Zeichen mit ihrer Synthese von Kunst, Industrie, Handwerk und regionaler Kultur. Das lothringische Doppelkreuz schmückte unter anderem die hier entstandenen zahlreichen Glas- und Keramikobjekte oder Luxusmöbel in Kombination mit den Künstler- oder Firmennamen, dem Ort des Firmensitzes Nancy, und wurde so in aller Welt bekannt als Symbol für den friedlichen Widerstand gegen das Deutsche Reich, also lange vor seiner Verwendung als Symbol der *Résistance* gegen die Nazis nach 1940. Der Neubewertung dieses Regionalstils und seiner Identifikationsfigur Émile Gallé, dem kosmopolitischen Künstlerunternehmer und Mitglied der Liga der Menschenrechte, am Ende des 20. Jahrhunderts widmete Nancy 1999 die

Hotel Métropole, École de Nancy, Plombières-les-Bains
im Februar 2005 (Foto: Mendgen)



Année de l'Art Nouveau, in deren Gefolge Museen wie das *Musée de l'École de Nancy* renoviert wurden und das *Musée des Beaux Arts* an der Place Stanislas einen Neubau durch das in der Stadt ansässige Büro Beaudouin erhielten.

Das architektonische Vorbild Nancys (Barock, Jugendstil) wirkte in kleineren Städten Südllothringens nach, unter anderem in Plombières-les-Bains, dem einst so berühmten Thermalbad der französischen Kaiser, Könige und Intellektuellen. Dort hat man sich allerdings noch nicht so ganz mit der Vergangenheit anfreunden können, wie die gegenwärtige Diskussion um den Abriß des Hotels *Métropole* zeigt, des schönsten Art-Nouveau-Hotels am Platz, um dessen Rettung sich die private, deutsch-französische Initiative *Avancee* bemüht. Wie wichtig gerade privates Engagement in der – künftig – großregionalen Kulturszene ist, zeigen unter anderem erfolgreiche ältere Initiativen wie jene des *Musée du Verre et du Cristal* in Meisenthal, des Heimatmuseums in Ludweiler (Völklingen) zur Geschichte des Glases und des Kristalls in der Region oder auch die *Association La Première Rue* in Briey-en-Fôret, die die Erhaltung und teilweise Neunutzung einer „Wohnmaschine“ von Le Corbusier durchsetzte. – Es ist zu hoffen, daß die Investitionen für 2007 nicht bei den offiziellen, staatlichen Kultureinrichtungen haltmachen, sondern daß sie gerade auch privaten Initiativen und Engagements neuen Mut und Aufschwung verleihen werden.

Vom industriellen zum kulturellen Ballungsraum

Geradezu symbolisch für die Umwandlung der einst von der Schwerindustrie auch optisch bestimmten Großregion ist die Metamorphose von Industriebauwerken in Kulturdenkmale und letztlich die Aufwertung der Tourismusindustrie. Auch das „französische“ Nancy wie das „deutsche“ Metz haben das touristische Potential entdeckt, das in ihnen steckt. Diesen Eindruck vermitteln nicht nur



Das Logo der Europäischen Kulturhauptstadt 2007

die Stadterneuerungsmaßnahmen der letzten zwei Jahrzehnte, sondern auch die Professionalisierung der *Offices du Tourisme* und der Pressearbeit. Was früher ein Verhängnis war, nämlich die Randlage, kehrt sich mittlerweile ins Gegenteil um: Vor allem Metz – und das *Département Moselle* – hat die Dezentralisierungsbestrebungen Frankreichs einerseits und die geografische Lage zwischen Deutschland, Belgien und Luxemburg andererseits geschickt zu verknüpfen verstanden. So erhält die Stadt 2007 eine *Dépendance* des *Centre Pompidou* mit insgesamt 12.000 qm Ausstellungsfläche, davon wird die eine Hälfte mit Kunstwerken aus dem Pariser Fundus bespielt, die andere mit Wechselausstellungen. Das *Centre Pompidou – Metz* ist Mittelpunkt des ebenfalls im Bau befindlichen neuen Stadtviertels *Amphithéâtre* direkt hinter dem Bahnhof – und das zweite große, neue Museum zeitgenössischer Kunst in Metz; seit 2004 nämlich präsentiert der FRAC (*Fonds Régional d'Art Contemporain*) seine Sammlungen im ältesten Gebäude der Stadt – *Hôtel Saint Livier* – in der Nähe der Kathedrale. Noch gewaltiger sind die Maßnahmen Luxemburgs, sich nicht nur als regionale, sondern als Hauptstadt europäischen Formats zwischen Brüssel und Straßburg zu positionieren. Der röhrende Hirsch des Logos 2007 mutiert hier zum Baukran, dem eigentlichen Symbol der Stadt, das die neue Skyline, vor allem am Kirchberg und der *Place d'Europe*, dominiert.

Die Schwerpunkte auf der Präsentation moderner und zeitgenössischer Kunst sind neu. Es besteht ein gewisser Nachholbedarf, da die moderne und aktuelle Kunst erst seit den 1990er Jahren in Lothringen und Luxemburg durch Institutionen vertreten ist, zum



Rauminszenierung in der Ausstellung *Le Grand Pillage*, Luxemburg (Design: Th. Ebersbach / R. König, Chemnitz; Foto: © Christof Weber)

Beispiel das erfolgreiche *Casino Luxembourg – Forum d'art contemporain* oder auch die im Vergleich dazu ältere, kleine, aber feine Galerie *Faux Mouvement* in Metz. Außerdem bietet die Verlagerung auf die Präsentation moderner Kunst verschiedene, ganz pragmatische Vorteile: Man ist nicht auf das Vorhandensein alter, gewachsener und repräsentativer Sammlungen angewiesen, sondern kann tatsächlich Neues schaffen. Dies gilt für die Großregion insgesamt, wo Kunstgegenstände vielleicht noch mehr als andernorts Gegenstand von Enteignung und Plünderung gewesen sein dürften. Das *Musée d'Histoire de la Ville de Luxembourg* thematisiert gegenwärtig in einer sorgfältig recherchierten und inszenierten Ausstellung den Raub von Kulturgut während der Annexion Luxemburgs 1940-1944 (*Ausgeraubt! (Le grand pillage)*).

Trotz der zahlreichen, ganz unterschiedlichen statistischen Erhebungen, die man zum Teil im Internet findet, zum Teil in Publikationen wie dem Statistischen Jahrbuch der Großregion, lässt sich gegenwärtig nicht genau sagen, wie viele Menschen die (Binnen-) Grenzen nicht nur zur Arbeit, sondern auf der Suche nach kulturellen Anregungen überqueren und wie groß diese Potentiale sind. In der ganzen Großregion wurden und werden beträchtliche Summen in die Kulturlandschaft investiert, dies zu einem großen Teil mit Hilfe der EU und der Regierungen nicht nur in

Luxemburg, sondern auch in Berlin, Paris und Brüssel. Es wäre sicher lohnend, ein vergleichendes Resümee zu ziehen und eine Art Fahrplan für die gemeinsame Zukunft der Kultur in der Großregion zu entwickeln. Dazu gehörte neben der Abstimmung der Programme auch die Abgrenzung und Bündelung der Institutionen, dies schon allein in Hinblick auf die Besucherzahlen. Dazu gehören auch Information und Werbung und vor allem eben der Wille zur „interkulturellen“ Kommunikation und zum individuellen Engagement, sowie eine gewisse Kontinuität und Qualität bei der Bespielung der Häuser – ein Aufwand, der auf lange Sicht die schon getätigten materiellen Investitionen vermutlich um ein Vielfaches übersteigt.

„L'union fait la force“!

So könnte der Wahlspruch im alten belgischen Wappen *L'union fait la force* heute neue Bedeutung erlangen. Mittlerweile hat die *Stiftung Forum Europa*, die sich als einzige ausschließlich der grenzüberschreitenden Zusammenarbeit widmet, mit Sitz in Luxemburg und einer im Aufbau befindlichen Repräsentanz in Saarbrücken, die erste offizielle Strassenkarte der Großregion gemeinsam mit dem belgischen Kartenhersteller De Rouck erarbeitet. Es handelt sich hier um eine europäische

Grenzraumkarte, die über den Tellerrand der Großregion hinausschaut und die deren einzigartige geografische und geopolitische Lage verdeutlicht. Damit läßt sich die Grenzregion endlich für ihre Bewohner ebenso wie für alle anderen überschauen. Ein anderes Mittel zur Erschließung der Großregion befindet sich gegenwärtig im Aufbau: ein von 17 Partnern, darunter alle Kulturministerien der Großregion, realisiertes und von der EU kofinanziertes Internetportal für Kultur, das Ende 2006 online gehen und das einen Kulturatlas und -kalender, sowie einen Online-Ticketservice umfassen soll. Neben ganz praktischen Zielen erhofft man sich langfristig mit der Schaffung des Kulturportals beizutragen zu einer „stärkeren Identifizierung mit dem gemeinsamen Kulturraum und vielleicht einer sogar damit verbundenen höheren Lebensqualität für die Bürgerinnen und Bürger der Großregion“. Es richtet sich gegen das „Phänomen einer gewissen Blindheit gegenüber dem kulturellen Angebot in den angrenzenden Regionen“, „unsichtbare Barrieren“, die häufig auf „alten Gewohnheiten und festen Blickwinkeln“ beruhen, und die „aufgebrochen und erweitert

werden sollen“ – was überhaupt für das ganze Kulturjahr 2007 zu wünschen ist.

Die Großregion wird in den kommenden Jahren zeigen können, ob sie das Zeug zur *EuRegio* hat, zu einem eigenständigen Zentrum im Rahmen Europas. Ihre Bevölkerung jedenfalls bringt die besten Voraussetzungen für jenes interkulturelle Bildungsideal mit, das hier eine lange – und bis weit ins 20. Jahrhundert hinein weder in Deutschland noch in Frankreich politisch erwünschte – Tradition hat und auf das sich (so gesehen ein historischer Augenblick) die Kulturminister der Partnerländer auf dem 7. *Gipfel der Großregion* in Saarbrücken am 30. Juni 2003 in einer gemeinsamen Erklärung geeinigt haben. Insofern haben sich die Zeiten wirklich geändert. Bis zur Umsetzung dieser Ideale ist es jedoch noch ein langer Weg. Das Kulturjahr 2007 könnte aber vielleicht dazu dienen, diesen Prozeß in Richtung einer gemeinsamen Zukunft zu beschleunigen. So ist zu hoffen, daß der Ball, der von Luxemburg den Partnern zugespielt worden ist, auch zurückgespielt wird und das Jahr 2007 nicht nur ein Fall für Ministerien und Institutionen sein wird.

Quellen und Informationen

- zur Kulturhauptstadt Europas 2007: www.luxembourg2007.org
- zur Kulturhauptstadt Europas 1995/ 2007: www.forum-online.lu/textarchiv/Interview_Robert_Garcia 21.09.2004
- zu Nancy 2005: www.nancy2005.com
- zur Lage der Museen in Luxemburg: D'LAND, 18. März 2005, Sonderheft Musées
- zur Großregion: www.grossregion.net/de/grande_region/
- zum 7. Gipfel der Großregion: www.bildung.saarland.de/1542_10843.htm
- zu Plombières-les-Bains / Erhaltung des Hotel Métropole: www.avancee.fr, avancee@free.fr
- zum Kulturportal der Großregion: frank.thinnes@culture.lu
- zur Karte der Großregion: claud.gengler@forum-europa.lu
- zum Welterbe der UNESCO: www.unesco.de/c_arbeitsgebiete/welterbe_
- zu Robert Schuman (La Maison de Robert Schuman Père de l'Europe): www.cg57.fr
- zur „pénétration culturelle“: www.memotransfront.uni-saarland.de

- zum Historischen Museum und der Ausstellung *Le grand pillage – nouvelles questions sur le Luxembourg et la Deuxième Guerre mondiale* (11.05.-23.10.2005): www.musee-hist.lu: Es gibt ein pädagogisches Begleitprogramm (auch für Schulen), sowie ein Colloque international: *L'art spolié en Europe pendant la Deuxième Guerre mondiale – l'état des choses, ein Katalog erscheint erst im Anschluß daran.*
- zur zeitgenössischen Kunst: www.casino-luxembourg.lu, www.fracloiraine.org, www.mairie-metz.fr/Metz/Culture/Pompidou
- zum Musée d'Art Moderne Grand-Duc Jean / MUDAM: www.mudam.lu: Das neue luxemburgische Museum moderner Kunst ist schon im Internet präsent, und einige Werke sind virtuell abrufbar, unter anderem das *Gameplay The Endless Forest*.
- Zu den Verwaltungsstrukturen s. unter anderem Patrick Thull, Demain, La Lorraine, *Éditions la Nuée Bleue*, Strasbourg / *Éditions de l'Est*, Nancy 2003.
- Zur Kultur der Großregion s. Georges Hausemer, *Kulturrouten durch die Großregion, Luxemburg 2003.*
- Zur Glasindustrie s. Harald Glaser und Eva Mendgen, Ein untergegangener Industriezweig und seine Denkmäler. Argumente für eine Glasstraße Saarland-Lothringen, *ECKSTEIN Nr. 11*, erscheint vorauss. im Herbst 2005.

Als besonderes Verhältnis von Konvention zu Subjektivität beschreibt Adorno die Formgesetze von Beethovens Spätstil, die in Anbetracht des nahenden Todes offenbar werden. Auch bei Alfred Schnittke (1934–1998) sind stilprägende Elemente seiner Werke ab Mitte der achtziger Jahre den Erfahrungen schwerer Krankheit zugeschrieben worden. Die Studie von Maria Kostakeva belegt jedoch, dass diese das Ergebnis seiner gesamten künstlerischen Entwicklung sind. Diese erste eingehende Untersuchung zum Spätwerk Schnittkes beleuchtet anhand bedeutender Schlüsselwerke die Entwicklung seiner musikalischen Sprache im politisch-kulturellen und künstlerischen Spannungsfeld zwischen Ost und West.

178 S., zahlr. Abb., br.
ISBN 3-89727-279-2, EUR 18,00

Maria Kostakeva

Im Strom
der Zeiten
und der Welten



Das Spätwerk von
Alfred

Schnittke

PFAU-Verlag · Postfach 102314 · D 66023 Saarbrücken · www.pfau-verlag.de

„Musicam habe ich
allezeit lieb gehabt.“
Martin Luther



Saartoto unterstützt jedes Jahr
mit einem gesetzlich festgelegten
Umsatzanteil Projekte und
Veranstaltungen des Sports,
der Kultur, des Naturschutzes und
des Sozialwesens. Wer tippt, hilft mit.
www.saartoto.de

LOTTO®



SAARTOTO

LOTTO®

KENO

ODDSET

TOTO



GlücksSpirale

Rubbeln

Über die ästhetische Selbsterziehung des Saarbrücker Publikums

Von Hans Horch

Um sich wie der von den himmlischen Heerscharen umflorte Gottvater feiern zu lassen, aber auch, damit protestiert werde gegen Kürzungen am Etat des Staatstheaters, hatte der Generalintendant gerufen, und *tout Sarrebruck* war gekommen. Die Ränge waren in feuerpolizeiwidriger Weise überfüllt, und auf der Bühne drängelten sich sehr wichtige Personen so dicht, daß welche über die Rampe geschubst zu werden drohten.

Aber nicht Slapstick wurde geboten an diesem Abend, sondern eine köstliche Gesellschaftskomödie. Keine marktgängige Standortförderungs-, Identitätsstiftungs-, Kreativitätsdynamisierungs- oder Jugendzukunftssicherungsplatitüde, die nicht parodiert worden wäre von den gar nicht so laienhaften Selbstdarstellern. Einen ersten dramaturgischen Höhepunkt erreichte das Stück – und das wunderbar zur Selbstironie aufgelegte Publikum ging begeistert mit –, als der Gründungsintendant des *Luxemburgischen Nationaltheaters* seine Solidarität ausdrückte und die in ihrer Großzügigkeit nicht zu übertreffende Kulturförderung seines Landes als Vorbild empfahl. Nicht andeutungsweise ging er ein auf den Zusammenhang, der zwischen leeren Staatskassen hier und vollen Staatskassen dort besteht. Das Publikum verstand trotzdem und bewies seine Fähigkeit, sich augenzwinkernd über sich selbst zu amüsieren.

Auch der alte Trick, zwischen raffendem und schaffendem Kapital zu unterscheiden, wurde Gegenstand der Satire. Die Charaktermaske des Konstruktiv-Kritischen trat auf und imitierte täuschend ähnlich jene sich selbst als Mittelschicht Verstehenden, die über allerlei Geldanlageformen selbst Anteile halten an dem, was Profit heckt, und die doch fiese fremde *shareholder* anklagen und von Globalisierung reden, weil sie über Kapitalismus nicht sprechen wollen.

Ganz possierlich auch, wie das Publikum sich willig vorführen ließ in seiner Neigung, sich der Stilfigur des exkludenten *Wir* zu bedienen, wenn darum gezankt wird, wer wieviel in die Vereinskasse einzahlen und wer was daraus bekommen soll. *Wir*, wurde gesagt, sollten uns schämen, daß *Wir* die Schauspieler so schäbig entlohten. Wir fielen herein und sagten durch lang anhaltenden Applaus: „Oh, wie *Wir* uns schämen!“ Erst mit Verspätung fiel uns auf, daß *Wir* in Gelddingen immer *Ihr* meinen, wenn wir *Wir* sagen. Oder sollte der Beifall den Wunsch nach höheren Eintrittspreisen, höheren Steuern gar und geringeren staatlichen Wohltaten für Wohlhabende zum Ausdruck bringen?

Daß *Hartz IV* – zu deutsch: die Abschaffung der Arbeitslosenhilfe – Schauspieler hart treffe, wurde ebenfalls beklagt. Und wieder ließ sich das Publikum auf's Glatteis führen. Nicht, daß es geschworen hätte, von nun an jeden Montag in Burbach und Malstatt zu demonstrieren. Aber

immerhin blitzte es da durch's Bewußtsein, daß ein harter Interessengegensatz durchgefochten wird, wenn Steuersenkungen durchgesetzt, Pensionsansprüche geheiligt, allerlei Steuernachlässe und Sozialversicherungsvergünstigungen für wohlhabende Familien, kostenlose Gymnasien und Hochschulen für den Nachwuchs und eben auch satte staatliche Beihilfen zur Kultivierung der kleinen Unterschiede verteidigt werden gegen die Begehrlichkeiten der, sagen wir mal: bildungsfernen Schichten.

Selbstaufklärung also ist zu nennen, was an diesem Abend geschah, wahre Bildung war es, die ihn beseelte. Die Zivilgesellschaft spielte ehrenamtlich eine spritzige Komödie über den eigenen Raffke, über jene eifrig die eigenen Besitzstände mehrenden Schichten, aus denen die Theaterbesucher in ihrer Mehrheit kommen. Gewiß sind alle am Ende erhoben, veredelt von dannen gegangen, einsehend, daß Geiz und Habgier keine Zeichen guten Geschmacks sind, daß es unschön ist, um der eigenen Rendite willen den Arbeitenden den Lohn und den Armen die Unterstützung zu mißgönnen und auch noch „Sozialneid!“ zu kreischen, wenn jemand dergleichen anrühlich findet. Ganz mies werden sie sich von nun an fühlen, wenn sie schimpfen auf Subventionen und den Staat, dem sie so viel verdanken, oder wenn sie vorgeben, im Interesse der Minderbemittelten für niedrige Eintrittspreise einzutreten. Erziehung, ja sogar Selbsterziehung ohne Schulmeister, hat stattgefunden, im freien Spiel, in der Hingabe an das Schöne, durch die der Mensch doch erst zum Menschen wird. Und das, Du von uns Gebildeten so hochverehrter Friedrich Schiller, noch zweihundert Jahre, nachdem Du für immer den Gänsekiel aus der Hand gelegt hast! Wer spottet da noch über Idealismus?

SAARLÄNDISCHES STAATSTHEATER | PREMIEREN 2005/2006





Schiller: **WALLENSTEIN** | Thomas: **ACHT FRAUEN** | Verdi: **DON CARLO** | Donlon: **BALLETT SURPRISE** | Donlon: **DIE SCHACHTEL/TANZ MIR DAS LIED VOM TOD** | Brecht/Weill: **AUFSTIEG UND FALL DER STADT MAHAGONNY** | Gulden: **DIESES KLEINE LAND** | Andersen/van Erden: **DIE KLEINE MEERJUNGFRAU** | **MUSICAL-GALA** | Puccini: **LA BOHÈME** | Donlon: **GISELLE: RELOADED** | Dürrenmatt: **DER BESUCH DER ALTEN DAME** | Mann/Wallner: **DER TOD IN VENEDIG** | Strauss: **ELEKTRA** | Wittenbrink: **MÄNNER** | Shakespeare: **WAS IHR WOLLT** | Mozart: **DON GIOVANNI** | Donlon/Waldmann: **BEGEGNUNGEN** | de Musset: **LORENZACCIO**

Kartenvorverkauf, Abos und Infos: (06 81) 3 22 04 / 3 22 05 · www.theater-saarbruecken.de

Saarländische Elegie

Ein Beitrag zum Schillerjahr

Von Elisabeth Thalhofer



„Freiheit!“ – unter diesem Motto steht das Schillerjahr, das am 5./6. März in Berlin mit einer Lesung aus Schillers gesammelten Werken begonnen wurde. 24 Stunden lang 111 mal Schiller, vorgetragen von Schriftstellern und Schauspielern, Philosophen

und Politikern. Auch Schily las Schiller. Ausgerechnet die Kant-Paraphrase über das Schöne und Erhabene. Als Reminiszenz an Schillers Freiheitsgedanken trug der Innenminister den weißen Hemdkragen lässig aufgeknöpft – ein verschämter Schillerkragen sozusagen. Ist es das, was von Schiller geblieben ist?

Schiller – von Goethe einst als „theurer Freund“ gerühmt, von Nietzsche als „Moraltrumpeter von Säckingen“ verspottet, von Reich-Ranicki als „Poet unserer Nation“ geehrt. Er scheint dieser Tage ubiquitär – er stürmt als jugendlicher Rebell durchs Fernsehen, drängt mit Aphorismen und Zitaten ins Feuilleton; in Ludwigsburg hat man für die zeitweilig Schillermüden 46 Bänke aufgestellt – für jedes Lebensjahr des Dichters eine –, in Madrid, Rom und Caracas hält man Symposien ab, auf beinahe jeder deutschen Theaterbühne versucht man dem Klassiker Modernes zu entlocken. Kurz: Man rezitiert dieser Tage Schillers Glocke und verspeist dazu manche Schillerlocke. Auch in Saarbrücken wird Schiller gehuldigt. Das Staatstheater inszeniert zwei seiner Dramen, *Kabale und Liebe* sowie *Wallenstein*. Und plötzlich zeigt sich, was uns Schiller heute noch zu sagen hat, denn niemand hätte gehahnt, als der *Wallenstein* auf den Spielplan gesetzt wurde, welch aktuelle Sprengkraft den Versen des Friedrich Schiller heuer immer noch innewohnt:

*Dies Haus des Glanzes und der Herrlichkeit
Steht nun verödet, und durch alle Pforten
Stürzt das erschreckte Hofgesinde fort.
Ich bin die letzte drin, ich schloß es ab,
Und liefre hier die Schlüssel aus.*

So spricht's die Gräfin Terzky schwach und langsam, ohne Leidenschaft zu Octavio Picco-

lomini – *Wallensteins Tod*, fünfter Akt, zwölfter Auftritt. Der Vorhang fällt.

Wird Kurt Josef Schildknecht Ähnliches auf den Lippen führen, wenn sich im Frühsommer 2006 nach 15 verdienstvollen Jahren als Generalintendant des Saarländischen Staatstheaters die Pforten hinter ihm schließen werden? – *Ich bin der letzte drin, ich schloß es ab, und liefre hier die Schlüssel aus.* Wird er als letzter Intendant alter – nicht aber veralteter – Schule, einem schnellebigen, effekteisenden Kulturmanagement Platz machen müssen, dessen künstlerische Ambitionen sich auf die Kunst der Gewinnmaximierung beschränken?

Doch noch harrt Wallensteins Tod seiner Inszenierung, noch haben wir Kurt Josef Schildknecht als unseren Generalintendanten. Und deshalb wollen wir im Jubeljahr Schiller um Hilfe bitten, um das Drama, das sich in Saarbrücken ereignete, zu verstehen: Friedrich – *Dich erwähl' ich zum Lehrer, zum Freund!*

Dramen im Staatstheater

Der Gang der Handlung ist schnell erzählt. Während auf der Bühne noch *Kabale und Liebe* geprobt wurde, tobten hinter den Kulissen Ränke und Liebesentzug. Ein politisches Trauerspiel, Hauptrollen: Jürgen Schreier und Kurt Josef Schildknecht.

In seiner Dichtung erwies sich Schiller als Meister der ausweglosen Situation. Ähnlich ausweglos wie ein Schiller-Drama muß Schildknecht zuletzt die Situation im saarländischen Theatermonopoly erschienen sein: Hindernis türmte sich auf Hindernis, Hiobsbotschaften jagten einander; der Gegensatz zwischen den beiden Protagonisten, er ließ an Dramatik nichts zu wünschen übrig – die Fallhöhe war für beide schwindelerregend. Auf den Brettern, die die Welt bedeuten, landet aber niemand weich.

Bei Schiller ist am Ende die alte Ordnung meist wiederhergestellt, auch wenn die Kosten dramatisch hoch waren. Wie steht's bei der Saarbrücker Inszenierung? Im Falle des Saarbrücker Theaterdramas sind die Kosten auch dramatisch hoch: die alte Ordnung des Drei-Sparten-Hauses ist dank Schildknechts Einsatz zwar unangetastet – zumindest auf dem Reißbisch –, aber den renommierten Intendanten hat's gekostet ...



Kabale und Liebe in Saarbrücken: Michael Hiller (verdeckt), Claudia Hübschmann, Urs Fabian Winiger, Jörg-Heinrich Benthien, Gabriela Krestan (Foto: © Bettina Stöß)

Sein Einsatz war hoch, sein Kampf verzweifelt: Erst wenn der Himmel über dem Saarland einzustürzen drohe – so Schildknecht noch im Januar 2005 – sei er bereit, eine Sparte des Theaters preiszugeben. Das Firmament, es wölbt sich noch über dem schönen Saarland; aber der Saarbrücker Theaterhimmel, er ist letztlich über Kurt Josef Schildknecht eingestürzt – *hinter den großen Höhen folgt auch der tiefe, der donnernde Fall*. Die Nachricht vom Weggang Schildknechts schlug ein wie ein Blitz, doch das Donnergrollen war schnell verhallt, war diese Entscheidung doch keineswegs aus heiterem Himmel gekommen.

Keine Ode an die Freude

Seid umschlungen, Millionen! Diesen Kuß der ganzen Welt – Zu gern hätten wir sie festgehalten, die 24,5 Mio. Euro Jahresetat des saarländischen Staatstheaters. Hatten doch alle etwas davon: die Saarländer ein Drei-Sparten-Theater, das Besucher aus der ganzen Region anlockt; die Kulturszene Inszenierungen, die weit über die Landesgrenzen hinaus Aufmerksamkeit und Anerkennung finden – wie die Produktionen des saarländischen Exportschlagers Frank Nimsgern oder zuletzt die Auf-

führung von Luigi Nonos *Intolleranza* mit einem Bühnenbild von Daniel Libeskind. Und die Politik, was hatte sie davon? Das Prestige. Denn schimmert der Glanz des Theaters nicht auf das kleinste Flächenland der Republik, das „Aufsteigerland“?

Ihr stürzt nieder, Millionen? Ahnest Du den Schöpfer, Welt? Der Schöpfer des neuen Kulturhaushaltes sieht drastische Sparmaßnahmen für das Theater vor. Die Subventionen sollen in Millionenhöhe purzeln. Mehr als sechs Millionen Euro müssen binnen vier Jahren eingespart werden, ließ die Landesregierung verlautbaren. Da kommentierte selbst der SPIEGEL, so ruppig wie im Südwesten werde sonst nirgends gekürzt und ließ sich zu dem Knittelvers „Sparland Saarland“ hinreissen. Und da hatte man ihn schließlich, den Machtkampf, wer wem irgendwelche Sparkonzepte vorzulegen hätte, aus wessen Munde die unabänderlichen Sparschrecken zu verkünden seien. Mit Speck fängt man Mäuse – und so lobte der Schreier schnell seinen Schildknecht: „Der Generalintendant ist ein ganz wunderbarer Theatermacher!“ Wenn er nur nicht so ein Theater machen würde!

Duldet mutig, Millionen! Duldet für die bessere Welt! Er hat viel erduldet. Und lang. Kurt Josef Schildknecht war bereit, so manche

Kröte zu schlucken, wie er selbst noch bei einem Interview im Januar sagte. Stellenstreichungen, Spielstättenschließung, Spielplanschrumpfung – mächtige Ochsenfrösche, die Schildknecht zu schlucken bereit war.

Unser Schuldbuch sei vernichtet! Ausgehöhnt die ganze Welt! Mit allen Mitteln hat er's versucht. Und Schlimmeres abgewendet. Das Staatstheater wird mit seinen drei Sparten Schauspiel, Musik und Tanz bestehen bleiben. Aber auswärtige Gutachter sollen nun neue Konzepte für die saarländische Theaterlandschaft erarbeiten. Als der Karren im Dreck, die Fronten verhärtet, der Fehdehandschuh geworfen war, da hoffte man auf die Hilfe der „Strategie-Gruppe“ um den Juristen Wolfgang Zimmerling und den Professor für Kulturmanagement Klaus Siebenhaar. Als des Hauses redlicher Hüter war es nichts weniger als ein zulässiger Wunsch, daß Schildknecht angesichts des Gutachter-Duos äußerte: *„Ich sei, gewährt mir die Bitte, in Eurem Bunde der Dritte!“* – So recht wollte man ihn dann aber nicht mitmachen lassen. Hier endet das saarländische Theaterdrama. Vorläufig zumindest. Die Politik hat die Kunst auf die Ränge verwiesen.

Auch ich war in Arkadien geboren

Ach, hätte Schreier doch sorgfältiger Schiller gelesen. Er hätte sich denselben ja von Schily borgen können. Die Kant-Paraphrase über das Schöne und das Erhabene, über die Freiheit und die Kunst und was all das mit der Politik zu tun hat.

Schillers Erziehungs-Idealismus und Kants Vernunft-Rigorismus, sie fanden eine Reibungsfläche an der Frage nach dem Wesen der Schönheit. Schiller wie Kant mögen sich im Grabe herumdrehen, aber in der abge-speckten Lightversion formulierte Kant Freiheit als eine Idee, ein Abstraktum, nicht als Gegenstand sinnlicher Wahrnehmung. Schönheit sei hingegen eine Eigenschaft von sinnlich erfahrbaren Dingen, Körpern oder Kunstwerken, sie sei konkret. Schiller dachte da ganz-

heitlicher: Schönheit entstehe nämlich dann, wenn sich der Widerstreit von abstrakter Idee und konkreter Sinnlichkeit auflöse und eins werde. Kunst sei in der Lage, diese Einheit für einige Momente herzustellen – jene Momente, in denen wir das Ästhetische, das Schöne schauen. Die Kunst sei ein Vehikel, ver helfe sie doch dem Menschen zur Einheit von Sinn und Sinnlichkeit – einer Einheit, die letztlich nichts anderes bedeute als Freiheit.

„Alles Ästhetikgeächze“, mag da mancher von akuter Pathosallergie und Jubiläumsburn-out Befallene sagen. Alles ein wenig realitätsfern, abgehoben und von des Gedankens Blässe angekränkt? Keineswegs! Schillers Ideen über Freiheit, Schönheit und die Rolle der Kunst sind aktueller denn je. Die geerdete Version seiner philosophischen Überlegungen liefern seine Ausführungen zu der Frage *Was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich leisten?* Im Theater, so Schiller, ströme das Licht der Weisheit zum Volke nieder und verbreite sich von dort in milderen Strahlen durch den ganzen Staat. Das Theater als Bildungsanstalt sei aber nur dann möglich, wenn es von wirtschaftlichen und finanziellen Zwängen befreit sei. Wir hatten so etwas befürchtet ...

Doch Tränen gab der kurze Lenz mir nur

Der Idealist Schiller war stets um die kathartische Wirkung seiner Dichtkunst bemüht. *Anmuth und Würde, das Erhabene, die ästheti-*

Ein vielzitiertes „Leuchtturm“ saarländischer Kultur: das Saarländische Staatstheater (Foto: © Denis Finnin)

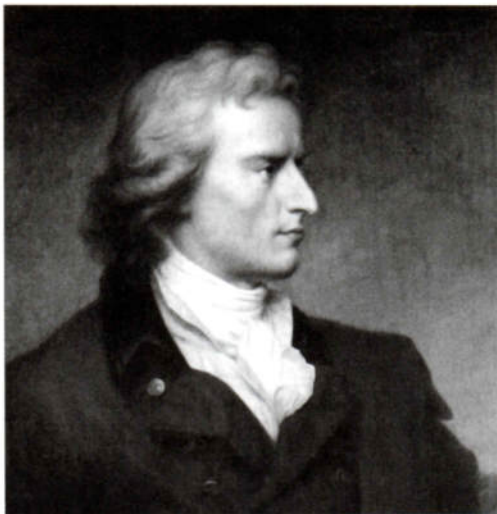


sche Erziehung des Menschen – kann dies mit Hilfe des Theaters erreicht werden? Zentrale Fragen, die sich der idealistische Pessimist immer wieder stellte. Wir scheinen uns von den Antworten heute, 200 Jahre nach dem Tod des Johann Christoph Friedrich Schiller, weit entfernt zu haben. *Die Huldigung der Künste* – sie ist in Vergessenheit geraten, sofern sie nicht Profit abwirft und Publicity erzeugt. Und dabei natürlich preisgünstig zu haben ist. *Die Ideale sind zerronnen, die einst das trunkne Herz geschwellt ...* Armer Friedrich. Wüßte er um den gesellschaftlichen Stand der „stehenden Schaubühnen“ im 21. Jahrhundert, es würde ihm glatt die Sprache verschlagen. Wie hätte er auch event-managing und cultural sponsoring in seine berühmte volksnahe Sprache einbauen sollen? Ach Fritz, uns eckelt vor diesem *tintenklecksenden Säkulum!*

Denn *Sprache, die für dich dichtet und denkt*, sie benennt, verschleiert, entlarvt. Sprache ist eine Waffe – und sie entwapfnet. Das wußte Schiller. Und das wissen auch Schreier und Schildknecht. Als der Kultusminister auf einer Pressekonferenz im April bekannt gab, der Vertrag mit dem Generalintendanten des Saarländischen Staatstheaters werde vorzeitig aufgelöst, man trenne sich in „gutem gegenseitigem Einvernehmen“, da hätte man sich schillernde Sprachgewalt statt leerer Floskeln gewünscht. Doch es schien, daß der Worte genug gewechselt waren. Und so blieb Kurt Josef Schildknecht stumm, antwortete mit

Als hätte er all dies geahnt:

Johann Christoph Friedrich Schiller



einem angedeuteten Nicken in Richtung des Ministers. Zustimmung, Resignation? Erleichterung, Verbitterung? *Große Seelen dulden still ...* Sprache, die für dich dichtet und denkt – sie kennt eben ihre Grenzen.

Denn er war unser

Im Schillerjahr mag es deshalb auch fast wie eine Ironie des Schicksals anmuten, daß die Rettung der deutschen Theaterlandschaft aus Weimar nahen soll. Dem Weimar Goethes und Schillers, der Klassiker-Stadt schlechthin, dem Ilm-Athen, der Wiege des deutschen Idealismus, der Stätte des Nationaltheaters ... Unter dem Generalintendanten Stefan Märki wurde eben dieses Nationaltheater in eine GmbH umgewandelt: Durch ein ausgeklügeltes Solidar-, Prämien- und Fondsmodell wurden sämtliche Mitarbeiter mit in den schwankenden Theaterkahn genommen. Das Nationaltheater schreibt seitdem schwarze Zahlen – das „Wunder von Weimar“. Wirtschaftlichkeit heißt der neue Idealismus – Märki ist der Tell von Weimar.

Freiheit für die Kunst ist ein wertvolles Gut. Kunst ist nicht „umsunst“ – auch wenn uns das geschickte Werbestrategen dann und wann weismachen wollen. Wie kein anderer wußte Schiller um die Käuflichkeit der Kunst – und verteidigte gerade deshalb mit solcher Vehemenz ihre Freiheit.

Was also bleibt von Schiller? Was können wir 200 Jahre nach seinem Tod von ihm als unserem Lehrer und Freund noch lernen? Wahrscheinlich vor allem eines: Daß man mehr denn je Idealismus braucht, um Kulturpolitik zu betreiben. Und daß Kunst und Kultur nicht die Abfallprodukte einer prosperierenden Wirtschaft sind, sondern aus sich heraus gesellschaftliche Relevanz besitzen und politische Sorgfalt verdienen.

*Im Fleiß kann Dich die Biene meistern,
In der Geschicklichkeit ein Wurm Dein*

*Lehrer sein,
Dein Wissen teilest Du mit vorgezogenen*

*Geistern,
Die Kunst, o Mensch, hast Du allein.*

(*Der Künstler*, 1789)

Wieviel Zoo braucht der Mensch?

Zur Situation der Zoos im Saarland

Von Susanne A. Ecker

Die Titelfrage muß sich heute bei allen Diskussionen um leere Haushaltskassen und Sparmaßnahmen im Saarland wie anderswo jeder stellen, dem Natur- und Tierschutz ein Anliegen ist. Denn trotz intensiven Engagements der Naturschutzorganisationen haben immer weniger Menschen ein ausreichendes Grundlagenwissen über die Tier- und Pflanzenwelt. Zugleich gilt der Grundsatz: Nur was man kennt, das schützt man. Keine gute Basis also für die dringend notwendige Sensibilisierung für Umweltbewußtsein und Umweltschutz, die auch den verantwortlichen Umgang mit dem Mitgeschöpf Tier umfassen.

Gründe für die Unwissenheit in Sachen Natur gibt es viele. Dazu zählen etwa veränderte Lebensgewohnheiten, in denen medial vermittelte Erlebnisformen eine wachsende Bedeutung haben, die zunehmende Konzentration der Bevölkerung in Ballungsgebieten und der erschwerte Zugang zu natürlich belassenen Lebensräumen. Der entstehende Erfahrungsmangel greift weiter als das bloße Fehlen von faktischem Wissen. Pädagogen wiesen schon lange vor den *PISA-Studien* darauf hin, daß die Kompetenz unserer sinnlichen Wahrnehmung in idealer Weise nur an und in der Natur geübt werden kann. Mit der Vernachlässigung dieser gleichsam „natürlich“ zu erwerbenden Fähigkeiten sinkt auch die allgemeine Lernfähigkeit.

Nicht nur im Bereich Umweltpädagogik nehmen deshalb Erfahrungen im „Lehrraum Natur“ eine wichtige Rolle ein. Die Bedeutung der Zoos war in diesem Zusammenhang lange umstritten. Wohl weniger im Hinblick auf die nicht zu ersetzende direkte Begegnung von Mensch und Tier, sondern vielmehr

aufgrund der berechtigten Frage, ob ein Tier im Zoo Lebensbedingungen vorfindet, die seine Gefangenschaft als Mittler zwischen dem Menschen und den tierischen Artgenossen in freier Wildbahn akzeptabel machen. Was diese Problematik angeht, so sind in den vergangenen Jahrzehnten große Fortschritte in der Ausgestaltung der Zoo-Lebensräume gemacht worden, die auch massive Gegner der Zootierhaltung zu einer etwas milderen Haltung bewegen können.

Den kritischen Blick der Tierschützer nimmt man in den saarländischen Zoos in Saarbrücken und Neunkirchen ernst. Hier wie dort ist man seit Jahren bemüht, die Haltung jeder Tierart auf ihre ganz spezifischen Bedürfnisse abzustimmen. Hinzu kommt der deutliche Hinweis der *Agenda 21* aus dem Jahr 1992 auf die kleine aber bedeutsame Rolle der Zoos für die Bewahrung aussterbender biologischer Vielfalt: „Die wesentlichen auf unserem Planeten zur Verfügung stehenden Güter und Dienstleistungen hängen von der Vielfalt und Variabilität von Genen, Arten, Populationen und Ökosystemen ab ... Auch die Felder der Bauern und die Gärten sind als Vorratsträger enorm wichtig; hinzu kommen Genbanken, botanische Gärten, Zoos und andere Verwahrungsorte für Keimplasma, die einen zwar kleinen, aber bedeutenden Beitrag leisten. Der gegenwärtig zu verzeichnende Verlust der biologischen Vielfalt ist zum großen Teil Folge menschlichen Handelns und stellt eine ernste Bedrohung für die menschliche Entwicklung dar.“¹ Die sicher immer zu vergegenwärtigenden Belastungen eines Tierlebens in Gefangenschaft müssen daher gerechterweise vor der Kulisse brutal ausgeräumter Naturlandschaften und Wilderei beurteilt werden.

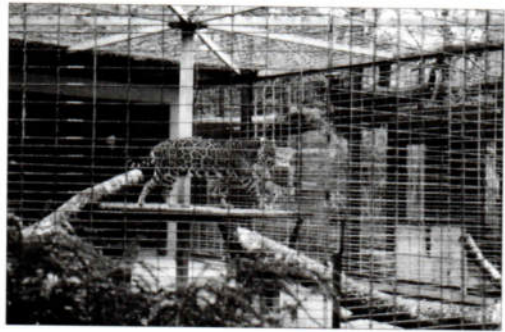
Und tatsächlich trifft man in den Zoos generell zumindest auf die transparenteste Form der Tierhaltung. Der Blick hinter die Kulissen ist erlaubt oder sogar erwünscht, im Gegensatz zu den Auswüchsen gewerbemäßiger oder privater Tierhaltung und einem höchst fragwürdigen Tiersport- und Zirkusgeschäft. Seit Jahren gehen die Investitionen der saarländischen Zoos fast ausschließlich in Umbau- und Erweiterungsmaßnahmen der Tiergehege. Neuestes Projekt in Neunkirchen ist das im Jahr 2004 fertiggestellte Elefantenhaus mit einer Nutzfläche von 450 qm und einem Schwimmbecken für die wasserliebenden

Dickhäuter, das Ganze in einen – die Herkunft der Tiere höchst ästhetisch in Erinnerung rufenden – indischen Pagoden-Stil verpackt: Knapp zwei Mio. Euro wurden zugunsten der Attraktivität des Zoos und der Lebensqualität der Elefanten ausgegeben.

Der Saarbrücker Zoodirektor Vaclav Ceska sammelte vor seinem Amtsantritt in Saarbrücken 1992 langjährige Erfahrungen im Frankfurter Zoo bei Bernhard Grzimek. Die Tradition dieser Schule prägte sein Interesse an einer „gitterlosen Zukunft“ der Tierwelt im Doppelsinn des Wortes. Zum einen betrifft das die abwechslungsreiche und großzügige Gestaltung der Tiergehege selbst und zum anderen die intensive Informationsarbeit über die Ursprungsregionen der Tiere. Im Kern steht die Aussage, daß bei weltweit vernünftigem Umgang mit Natur und Tieren der Zoo überflüssig wäre. Ganz klar ist dies eine Utopie weit weg von der Realität. Von daher stammt Ceskas Idee des Themen- bzw. Landschaftszoo, in dem komplexes Hintergrundwissen vermittelt werden soll. Für ihn steht fest, daß es derzeit keine Alternativen zu den Zoos gibt, wenn es darum geht, eine Lobby für die Freilandtiere zu gewinnen. Womit er sicher recht hat. Die wichtigsten Adressaten in diesem Prozeß sind im Saarbrücker Zoo die Kinder, denen die Zukunft der Tiere, wie Ceska meint, gleichsam ans Herz gelegt werden muß. Deshalb sind die meisten Veranstaltungen an das junge und jüngste Publikum gerichtet. Hier haben sie unabhängig von der Finanzkraft ihrer Eltern die Möglichkeit, Tiere fremder Kontinente und Meere kennenzulernen, sie aus geringer Entfernung zu beobachten, ihr Verhalten mit allen Sinnen zu studieren.

Für den Besuch der beiden Zoos im Saarland wurde hervorragendes Material ausgearbeitet, das Lehrern und anderen Interessierten via Internet oder als Broschüre zur Verfügung steht.² Beide Zoodirektoren betonen im übrigen, daß es das Interesse eines verantwortungsvollen Zookonzeptes sein muß, nur solche Tiere zu halten, die in Zoos geboren wurden oder wegen lebensbedrohender Umstände dorthin gelangten. Dies ist ein großer Fortschritt gegenüber dem ehemals festgesetzten Wildtier, das ein anderes Leben gewöhnt war.

Mit einem jährlichen Investitionsvolumen von im Schnitt nur 125.000 Euro wurde im



oben:

Raubtiergehege des Saarbrücker Zoos

unten:

das neue Elefantenhaus des Neunkircher Zoos

Saarbrücker Zoo in den vergangenen Jahren einiges bewerkstelligt, was sich sehen lassen kann. Viele gute Umsetzungen sind der Kreativität von Langzeitarbeitslosen zu verdanken und Ceska erwähnt, daß mit ihnen manches möglich wurde, was sich mit einer Firma so nicht hätte realisieren lassen. Aber es braucht eben Zeit. Vor allem landschaftsgestalterische Aspekte innerhalb der Gehege haben aus monotonen Flächen reichere Erlebnisräume für die Tiere geschaffen, und die Großkatzenanlagen dürften Vorbildcharakter haben. Im Afrikahaus machen pfiffige Raumteiler den riesigen Raum zum spannenden Erlebnisparcours. Für die Rückzugsbereiche der Tiere ist ebenfalls weitgehend gesorgt, aber niemand behauptet, daß alles schon perfekt sei. Im Gegenteil: Es gibt noch Arbeit für viele Jahre und die nächsten Projekte liegen schon griffbereit in der Schublade.

Der Besuch der saarländischen Zoos und das Gespräch mit Verantwortlichen und Besuchern zeigt ganz deutlich: Zoos gelten heute nicht mehr als Orte exotischen Lustgewinns durch die entwürdigende Zurschaustellung von „Tierobjekten“, sondern in zunehmender

dem Maße als Orte der Erholung bei gleichzeitigem Anspruch an Bildung und Forschung mit nationaler und internationaler Bedeutung. Beide Zoos sind an den *Europäischen Erhaltungszuchtprogrammen* (EEPs) beteiligt, an denen heute über 250 Zoos in praktisch allen europäischen Ländern arbeiten und dabei von nationalen und supranationalen Zooverbänden wie EAZA (*European Association of Zoological Gardens and Aquaria*) unterstützt und gefördert werden. Hinzu kommen Freilandprojekte vor Ort als unabdingbare Voraussetzung für Wiederauswilderungsmaßnahmen. Der *Europäische Zooverband* organisiert in jedem Jahr ein Schwerpunktthema, für das speziell gesammelt wird, damit Naturschutzgebiete unterstützt bzw. neu geschaffen werden können.

Fazit: Zoos im größeren Stil sollten aus heutiger Sicht neben ihrer Arche-Funktion für aussterbende Tierarten vor allem Bildungsträger sein. Nur so kann dem Vorwurf der Ausbeutung von Tieren zur Unterhaltung des Menschen begegnet werden. Entsprechend hoch ist der Anspruch an ihre konzeptionelle Arbeit. Nicht zuletzt deshalb bleiben Zoos im modernen Sinne aber auch auf öffentliche Zuschüsse dringend angewiesen.

Angesichts der Finanzlage vieler Kommunen ist es enorm wichtig, daß jeder Zoo auf das eigene Profil zugeschnittene Konzepte entwickelt, die es ihm ermöglichen – verbunden mit dem Naherholungswert der grünen Oasen – aus eigener Kraft finanzielle Mittel zu erwirtschaften. Haushaltskürzungen können damit aufgefangen und sinnvolle Investitionen getätigt werden. Freilich braucht ein Zoo dazu wie jedes wirtschaftliche Unternehmen auch eine gewisse Planungsfreiheit und unbürokratische Handlungsfähigkeit. Diese ist aber abhängig von der Rechtsform, in der der Zoo betrieben wird.

Die beiden saarländischen Zoos werden von den Kommunen Saarbrücken und Neunkirchen finanziert, in der Rechtsform gibt es aber markante Unterschiede. Der Neunkircher Zoo ist seit Anfang der 1990er Jahre eine GmbH, deren Gesellschafterversammlung sich aus Vertretern der Stadt Neunkirchen,

Firmen und Privatpersonen zusammensetzt und die gemeinsam mit der Geschäftsleitung für den Jahresabschluß und die strategischen Entscheidungen zuständig ist. Neunkirchens Oberbürgermeister Friedrich Decker betont das klare Bekenntnis der Stadt zu ihrem Zoo und hebt die positive Wirkung der Einrichtung auf das Image und die touristische Attraktivität Neunkirchens hervor. Man habe die Kosten im Griff und sehe künftigen Entwicklungen zuversichtlich entgegen. Regelmäßige Events wie etwa die alljährliche *Hexennacht* mit Trommelrhythmen im Fackelschein und Flugvorführungen der Zoo-Falknerei locken auch zahlreiche Besucher aus den Nachbarregionen in den Zoo. Mit ca. 1.500 Besuchern der *Hexennacht* 2005 war man mehr als zufrieden.

Der Saarbrücker Zoo funktioniert als Eigenbetrieb und hätte damit auch die notwendige Freiheit in Konzeption und Ausführung, wenn nicht die Altlasten früherer Bewirtschaftung durch die städtische *Abfallwirtschaftsgesellschaft ASS* wegen ungeklärter Kreditaufnahmen und Finanztransaktionen für reichlich Verwirrung und wechselnde Fronten sorgen würden. Zoodirektor Ceska selbst wurde aufgrund der Trennung der Ämter über die Finanzstrategien nur unzureichend informiert und kann insofern zur Aufklärung der Vorgänge wenig beitragen. Der zur Zeit für die Finanzen und Jahresabschlüsse zuständige Rainer Hück aber steht vor dem – hinreichend bekannten – Problem, im Nachhinein aus unvollständigen Unterlagen aussagekräftige Jahresabschlüsse zu liefern.

Immer wieder wurde deshalb die Rückführung des Saarbrücker Zoos in die Ämterstruktur ins Gespräch gebracht, was aber mit Sicherheit dem Zoo keine Perspektive für die

Greifenschau im Zoo Neunkirchen



Zukunft beschern und jede Eigeninitiative lähmen würde. Auch im Stadtrat bzw. im Werksausschuß Zoo ist man sich uneins. Was leidet, ist die klare Richtung und das konstruktive Miteinander, das für eine positive Entwicklung unabdingbar ist. Die angespannte Haushaltslage hat zudem ihre eigene Dynamik. Bei der Verteilung des Finanzkuchens für die kulturellen Einrichtungen der Stadt verschlingt der Zoo einen Anteil, den sich verständlicherweise andere in ihrer Existenz bedrohte Einrichtungen gerne einverleiben würden. Doch an dieser Stelle müssen Grundsatzentscheidungen fallen, bevor man von Einsparpotentialen reden kann. Immerhin ist es in relativ kurzer Zeit gelungen, den Etat des Zoos um 500.000 Euro zu reduzieren. Und Ceska sieht weiteren Einsparungen nicht mutlos entgegen. Eher hat man den Eindruck, daß er nach dem Grundsatz plant: wo ein Wille ist, ist ein Weg. Doch dieser Weg muß in Saarbrücken erst einmal eingeschlagen werden.

Die Besucherzahlen der Zoos machen dafür jedenfalls Mut. Liegen sie doch hier wie in Neunkirchen im Bereich von 220.000 Eintrittskarten jährlich mit steigender Tendenz. Eine Umfrage zeigt auch, daß viele Saarbrücker die landschaftliche Schönheit des Zoogeländes auf dem Eschberg und seinen Naherholungswert schätzen. Qualität aber hat ihren Preis.

Jüngst wurde von der Fraktion der Grünen im Stadtrat der Vorschlag gemacht, eine gemeinsame Trägergesellschaft für beide Zoos auf Landesebene anzustreben. Doch davon will man in Neunkirchen aus gutem Grund nichts wissen. Wer möchte schon das Ruder aus der Hand geben, wenn der Zoo mit vereinten Kräften und abgestimmtem Ziel erfolgreich auf Kurs gebracht wurde? Synergieeffekte in der Bewirtschaftung der Zoos werden auch heute schon so weit wie möglich und sinnvoll genutzt: etwa in der gemeinsamen Futterbeschaffung oder im Austausch von Tieren.

Für den Neunkircher Zoodirektor Norbert Fritsch ist außerdem das Profil wichtig, das sich jeder Zoo in Eigenregie erarbeiten muß. Dazu gehört die Spezialisierung auf bestimmte Tierarten. In Neunkirchen ist das die Tierwelt Asiens. Nur so kann gewährleistet werden, daß jeder Zoo seine Attraktivität erhält und Besucher die Einrichtungen unabhängig voneinander besuchen. Grundsätzlich ist diese Profilierung im Saarland gelungen, denn im

Saarbrücker Zoo hat man sich auf die Tierwelt Afrikas und Madagaskars spezialisiert. Hierzu gehört auch die Planung des neuen Löwengeheges, das zur Zeit in Saarbrücken für Aufregung sorgt. Bei der Diskussion um die veranschlagten Kosten wird oft außer acht gelassen, daß der Zoo für dieses Projekt eigenverantwortlich eine Kreditaufnahme anstrebt. Diesen muß er, wie jedes Wirtschaftsunternehmen auch, selbst abtragen. Das wiederum setzt tragfähige und publikumsorientierte Konzepte voraus, die aber nur dann funktionieren, wenn sie in Stadt und Öffentlichkeit positiv begleitet werden. Nur so lassen sich auch private Investoren motivieren, von kleinen Tierpatenschaften bis hin zu größerer, projektbezogener Unterstützung. Wer möchte schon in ein Unternehmen investieren, von dem er nicht weiß, ob es demnächst geschlossen wird?

Wieviel Zoo braucht also der Mensch im Saarland wie anderswo? Das hängt davon ab, was der Zoo aus sich macht. Wenn er ein verantwortungsvoller Träger des Natur- und Tierchutzgedankens auf diesem und anderen Kontinenten ist und entsprechend mit den ihm anvertrauten Lebewesen umgeht, dann ist er ein wichtiger Bestandteil kultureller Entwicklung und kann nicht unter den Sonderposten rangieren. Dann müssen alle Verantwortlichen im ständigen Dialog mit den Bürgern seine Struktur den Zeichen der Zeit anpassen. Der Mensch von heute braucht genauso viel Zoo wie er Erinnerung an seine wichtigste Aufgabe benötigt: die Natur nicht zuletzt für sich und seine Nachkommen zu erhalten.

Anmerkungen:

1 Zitat aus der Agenda 21 der Konferenz der Vereinten Nationen für Umwelt und Entwicklung im Juni 1992 in Rio de Janeiro in deutscher Übersetzung.

2 Unterrichtshilfen für den Sachunterricht an Grundschulen und Sekundarstufen, Baustein 6: Zoo Saarbrücken; Baustein 7: Zoo Neunkirchen; <http://www.umwelt.saarland.de/1864.htm> und unter www.klasseschule.saarland.de

Was ist gewesen – was habe ich daraus gemacht?

Fragen von Georg Bense an

Ludwig Harig zu seinem neuen Roman

SAARBRÜCKER HEFTE: Ludwig Harig, im Augenblick schreiben Sie an einem neuen Roman. Worum geht es darin?

LUDWIG HARIG: Dieser neue Roman ist die legitime Fortsetzung der drei autobiografischen Romane, die ich bisher geschrieben und veröffentlicht habe. Diese Romantrilogie, die ein Erzählwerk ist, das das ganze 20. Jahrhundert, nämlich meinen Großvater, meinen Vater und mich selbst zum Gegenstand hat, ist fortgeführt worden durch einen Band mit dem Titel ... und wenn sie nicht gestorben sind. Also weitererzählte Geschichten aus meinem und dem Leben meines Vaters, weil sich im Laufe des Schreibens und auch in den Jahren, nachdem die autobiografischen Romane veröffentlicht waren, sich soviel ergeben hat, was ich zu der Zeit, als sie erschienen sind, gar nicht wissen konnte. Leute aus der Familie, Sulzbacher Leute und andere, die gesagt haben, wir wissen, wie es hier und da noch mit anderen Sachen weitergegangen ist. Man könnte das Buch – es ist ja kein Roman, sondern es sind weiterführende Erzählungen –, man könnte es also als ein viertes, abschließendes Werk betrachten. Daraus hat sich nun ein neues Projekt ergeben – denn im Grunde genommen hat jedes erzählte Leben auch ein Nachspiel. Die alten Griechen haben an ihre Tragödien-Trilogien immer noch ein sogenanntes Satyrspiel angehängt. In diesen Satyrspielen ging es ziemlich munter zu, denn es wurde davon gesprochen, daß alles nur ein Spiel gewesen ist. Das ist der Sinn eines Satyrspiels. Und so bin ich auf die

Idee gekommen, auch meinem autobiografischen Roman- und Erzählwerk ein solches Nachspiel zu geben.

Mein neues Buch, das ein Roman werden wird, ist ein echtes Nachspiel, in dem ich die Lebensgeschichte eines Menschen erzähle, der schon in meinen Romanen vorgekommen ist, so alt wie ich, vor sechs Jahren gestorben, der auf französischer Seite die gleiche Zeit erlebt hat wie ich auf deutscher.

In diesem Roman werde ich also die Geschichte seines Großvaters Isidore, seines Vaters Léon und seines eigenen Lebens erzählen. Eine parallele Geschichte zur Geschichte meines Großvaters, meines Vaters und meines eigenen Lebens. Wir, Roland Cazet und ich, haben uns schon sehr früh in Lyon kennengelernt. Er war 21 Jahre alt, ich 22. In Lyon war ich 1949 *assistant d'allemand* am *Collège Moderne* und habe im Studentenwohnheim gewohnt. Er war in der zweitletzten Klasse des Lehrerseminars, um Lehrer zu werden, und hat auch mit einigen Klassenkameraden in diesem Wohnheim gelebt. Diese Nähe, die zwischen mir und Roland entstanden ist, ist schon sehr früh eine ganz enge und innige Freundschaft geworden. Sie hat innig und stark angehalten, obwohl Roland sein ganzes Leben in den Kolonien, *outré-mer*, als Lehrer verbracht hat. Von 1950 bis zu seinem Tod ist kein einziges Jahr vergangen, ohne daß er nicht ein paar Tage zu uns gekommen wäre. Ich schreibe das Buch nur im Hinblick auf unser beider Freundschaft, natürlich aber auch im Hinblick darauf, wie sein Leben, das seines Vaters und Großvaters mit uns Deutschen zu tun hat. Das ist alles ganz eng miteinander verbunden, denn mir kommt es darauf an, eine Zeit lebendig werden zu lassen, in der man auch hier im Saarland kein ordentliches zwischenmenschliches Verhältnis zu den Franzosen gehabt hat. Wir waren Erbfeinde, wie man damals sagte. Erst unsere Generation, ganz junge Leute, hat nach dem zweiten Weltkrieg angefangen, die Grenzen aufzumachen. Von Rolands Seite war das Verhältnis, das positive, zu Deutschland wesentlich stärker gewesen, als in unserer Familie zu Frankreich. Rolands Großvater war Lehrer in Burgund und hat bei den Ausgrabungen von *Alésia* in Hochburgund, dieser Festung, die die Gallier gebaut haben und die Cäsar dann geschleift hat, als ganz junger Mann mitgearbeitet. Er hat auch einen gallorömischen Brunnen ausgegraben,

und weil er bereits als junger Lehrer in die wissenschaftliche Gesellschaft von Semur berufen worden war, entstanden Kontakte zu deutschen Archäologen, und so hat der Großvater von Roland im vorvergangenen Jahrhundert einen Steinsplitter von dem ausgegrabenen Brunnen einem deutschen Steinschleifer nach Idar-Oberstein geschickt. Der hat ihm dafür einen kalaharigelben Achat geschenkt. Den gibt es bis heute in der Familie von Roland Cazet, wo er immer noch in Ehren gehalten wird. Der Vater von Roland, von diesem geistvollen Mann angefeuert, hat schon sehr früh Deutsch gelernt und ein Zwei-Semester-Stipendium in Deutschland bekommen, in Heidelberg und Frankfurt. Er hat schon vor dem ersten Weltkrieg in Deutschland gelebt und dort Freunde und Bekannte gehabt.

Der Titel des vierten Bandes, ... und wenn sie nicht gestorben sind, läßt im Leser den Gedanken des Märchens aufkommen. Spielt das „Märchenhafte“ auch im fünften Band Ihrer autobiografischen Werke eine Rolle? Wie mischen Sie Fiktion und Wirklichkeit?

Ich habe sehr viel dokumentarisches Material zur Verfügung, das sowohl Rolands Großvater, sein Vater, vor allem aber eine nahe Verwandte und er selbst in Form von Tagebüchern und einer Familienchronik geschrieben haben. Dieses chronistische Material wird von mir natürlich romanhaft erzählt, das heißt, ich muß dem Leben von Roland und meinem Leben in dem neuen Roman einen transzendierenden Sinn geben, um es mal so auszudrücken. Dieser Gedanke des freundschaftlichen und menschenfreundlichen Zusammenlebens zweier junger Männer, deren Väter noch im Krieg gegeneinander gekämpft haben, dieser Gedanke wird natürlich sehr, sehr stark in diesem Roman ausgebaut werden. Und alles das, was diesem Gedanken hinderlich sein oder im Weg stehen könnte – darüber wird nicht gesprochen: eine Idee wird erzählerisch realisiert.

Freundschaften sind mehr oder weniger stark emotional geprägt. Was ist das Emotionale in der Freundschaft von Roland Cazet und Ihnen?

Als wir uns 1949 kennenlernten, haben wir uns durch die gleichen Interessen und die

Neugier zu den Dingen zueinander hingezogen gefühlt. Das ist einmal die Sprache gewesen, im Anfang nicht einmal die Literatur. Als junge Leute haben wir über die verschiedenen Sprachen diskutiert, die wir gesprochen haben und wie schwer es im Grunde genommen ist, wenn man nur in einer einzigen Sprache, die Muttersprache ist, zu Hause ist und eine andere Sprache lernt, die nicht und nie identisch sein kann mit der eigenen, der Muttersprache. So wie wir diese Probleme diskutiert haben, bin ich heute erstaunt, wie nahe wir Anfang der fünfziger Jahre schon Theorien waren, von denen wir damals keine Ahnung hatten, Wittgenstein zum Beispiel. Theorien, die besagten, daß jedes Wort, das in einer Sprache vorkommt, im Grunde genommen die Dinge beim Namen nennt und daß die Bedeutung des Wortes sein Gebrauch in der Sprache ist. Ich kann mich erinnern, daß wir feststellten: Die deutsche Sprache ist im Benennen der Dinge viel sinnlicher als die französische. Die französische Sprache ist unsinnlich in der Weise, daß sie ganz bestimmte Dinge mit einem Namen benennt, der eigentlich aus dem Griechischen oder Lateinischen kommt, dessen Bedeutung sich nicht über die Sinne erschließt und gelernt werden muß. Ein Franzose hat nicht solche Wörter wie Hub-schrauber, Zwölffingerdarm oder Bauchspeicheldrüse zur Verfügung. Die Franzosen lernen das Wort Pankreas, das aus dem Griechischen kommt, aber wenn ein Deutscher von der Bauchspeicheldrüse spricht, dann benennt er sinnlich den Bauch, den Speichel und die Drüse. Das hat sich damals in unseren frühen Gesprächen stark entwickelt und wir haben gesagt: Die Deutschen mit ihrer sinnlichen Sprache, die sehr poetisch ist, haben naturgemäß einen Weg ins Romantische und in die Ausdruckskunst gefunden, was sich den Franzosen eher verschlossen hat. Die Franzosen haben ihrerseits den Vorteil, daß man sich in ihrer Sprache nicht mißverstehen kann. Alle Gesetze Europas müßten in französischer Sprache abgefaßt sein, damit man sich verstehen lernt. In der deutschen Sprache kann man sich nur mißverstehen. Man muß zunächst einmal erklären, was man meint. – Das ist nur ein Beispiel, wie eine solche emotional geprägte Freundschaft entstehen kann: Verschiedene Sprachen, doch gleiches Interesse am gleichen Gegenstand, das das Gemüt sehr stark beschäftigt.



Ludwig Harig (Foto: © Monika Zorn)

Marcel Reich-Ranicki hat einmal gesagt, Sie trügen stets ein Banner vor sich her, auf dem „Saarland“ steht. Spielt das „Saarländische“ auch in Ihrem neuen Roman eine Rolle?

Reich-Ranickis Aussage könnte man mißverstehen. Er ist ein Liebhaber meiner Literatur. Er hat in seiner Rede zum Hölderlinpreis meine Romane über alles gelobt – und mehr als 20 Jahre schreibe ich regelmäßig Gedichtinterpretationen für ihn in der FAZ. Das Saarland spielt sicher auch in diesem Buch eine wichtige Rolle. Zwei große Erzählstränge ziehen sich durch den Roman. Der erste Strang ist der, den ich eben beschrieben habe, der historisch-chronologische Strang. Die Entwicklung zweier Familien, die sich näher kommen und schließlich freundschaftlich miteinander verbunden sind. Der zweite Erzählstrang, der sich genauso strikt wie der erste von Anfang an durch den Roman zieht, ist dieser Gedanke des Nachspiels, daß also, nachdem alles erzählt ist, ein Nachspiel kommt und dieses Nachspiel auch etwas zu tun hat mit den Ideen, die Platon in seinem berühmten *Gastmahl* mit seinen Freunden ausgetragen hat. Dabei komme ich auf Platon und sein

Gastmahl überhaupt nicht zu sprechen, aber, man kann sich denken, wir Saarländer haben ja auch in vielen Gastmählern, bei denen viel gegessen und getrunken worden ist, über das Leben und die Welt, über die Kunst und die Literatur geredet. Beides war immer miteinander verbunden: und das ist das Saarländische in diesem Buch. Dabei wird sich zeigen, daß wir in den heißen 68er Jahren, in denen wir sehr viel Besuch hatten – Bekannte und Leute, die wir gar nicht kannten, kamen zu uns nach Urweiler –, Streitgespräche geführt haben über unsere saarländische Auffassung von Politik. Wenn diese deutschen Freunde das sogenannte „Gesellschaftliche“ betonten, haben wir Saarländer, ganz im Sinne von Montaigne, vom „Geselligen“ gesprochen. Dieses Gesellige hatte einen großen Anteil an unseren Gastmählern, wo über die Menschen und die Welt geredet wurde. Bei uns ist es ein geselliger Austausch gewesen, kein gesellschaftlicher, bei dem die Fetzen geflogen wären und der eine dem anderen am liebsten eins über den Kopf gegeben hätte, nur weil er eine andere Meinung hatte.

„Immer häufiger wird mein Alter hervorgehoben, das anderen offenbar merkwürdiger erscheint als mir selbst“, hat Ernst Jünger einmal gesagt. Spielt das Alter auch in dem neuen Roman eine Rolle? Ist er eine Art Endpunkt?

Ja, das Alter spielt eine Rolle. Ich bin jetzt im 78. Lebensjahr. Solange ich gesund bleibe, auch im Kopf, werde ich, solange ich kann, schreiben. Denn Schreiben ist mein Leben. Es gibt ja diese berühmte Rede von Gottfried Benn *Altern als Problem für Künstler*, die er 1953 an der Bayerischen Akademie gehalten hat. Ralph Schock hat sie unlängst im SAARLÄNDISCHEN RUNDFUNK gesendet, ich habe sie gehört und dann auch wieder gelesen – sie spielt natürlich von der Idee her in meinem Roman eine große Rolle: Wenn man als schreibender Mensch, man kann sagen alt geworden ist, dann spielt man eigentlich zum ersten Mal von Grund auf mit seinen Gedanken und Ideen. Ich sage immer spielt, weil ich immer vom Spiel und der Ernsthaftigkeit des Spiels spreche! Wenn ich das Wort benutze, dann spielt es auch immer eine große Rolle, zu bedenken: Wie ist es denn mit deinen Wünschen, wie ist es denn mit deinen Träumen, wie ist es denn mit deinen Hoffnungen, wie

ist es mit all dem ergangen? Hast du eigentlich etwas davon erreicht oder strebst du danach, es zu erreichen, wenn du es nicht erreicht hast? Spielt dieser Gedanke, wenn man sein Leben spielerisch bedenkt, überhaupt eine Rolle?

Dieses Spiel mit Hoffnungen und Wünschen spielt eine sehr große Rolle in meinem neuen Roman, denn wir alle kommen ja darin vor: Hans [Der Maler Hans Dahlem] und Hanno [Frau Dahlem], mein Bruder und seine Frau und Fred Oberhauser, der immer alles besser weiß, und seine Frau Gabi – da geht es schon ziemlich zur Sache bei den Gastmählern –, und immer ist auch Roland dabei, der miterlebt, wenn wir über Mensch und Welt denken und sprechen. Um es auf den Punkt zu bringen: Es ist ja so, daß nicht jeder, der so alt geworden ist wie ich es jetzt bin, so denkt wie ich. Aber, ich muß diesen Roman von meinen Vorstellungen her sehr deutlich erzählen, daß mein Gedanke (um es metaphorisch auszudrücken, und er wird im Roman metaphorisch behandelt werden) mit der Idee zu tun hat: „Die Wüste fruchtbar machen“. Das ist eine sehr weit hergeholte Metapher: „Die Wüste fruchtbar machen“. Das bedeutet für mich, etwas zu erfinden, um das, was im Hirn lange Zeit während des Lebens brachgelegen hat, irgendwie aufzuwerten und sei es nur im Spiel, ganz in der Freiheit des Spiels, im Sinn von Schiller, der an entscheidender Stelle einmal gesagt hat: „Neben dem furchtbaren Reich der Kräfte und dem heiligen Reich der Gesetze, gibt es das Reich des Spiels, in dem allein der Mensch frei ist von jedem Zwang.“ Das ist also das Gedankenspiel, wie ich es mir jetzt leiste in diesem neuen Roman, veranschaulicht am Bild der Kalahari. Der gelbe Achat, den der Großvater von Roland von einem deutschen Edelsteinschleifer geschenkt bekommen hat, wird diese Metapher bilden. Da ist dieser Kalahari, da ist kalaharigelb, da ist etwas, mit dem man noch im Alter ein Gedankenspiel anfangen muß. Ich möchte das, was jetzt noch im Kopf brach herum liegt, von dem ich nicht weiß, was ich damit anfangen soll, nicht absaufen oder kaputtgehen lassen, sondern ein neues Gedankenspiel beginnen. Das ist das Thema des zweiten Strangs, verbunden mit dem ersten: Es beginnt mit den Wünschen (der Kalahari und dem kalaharigelben Stein) und endet mit dem Tod von Roland, der auch kein Tod sein wird, denn wir

haben ihn überlebt und ich lasse ihn aufleben in meinem Roman. Und so können wir uns jetzt auch überlegen, wie ist es mit dem Lebensspruch gewesen, der Roland sein ganzes Leben lang begleitet hat. Ein Wort von Molière, das er schon im Kindesalter als Lebensspruch von seinem Vater gelernt hat, und an das er sich sein ganzes Leben gehalten hat. Es lautet: *„Je prends mon bien, où je le trouve.“* Das heißt nicht, jemandem anderen etwas wegnehmen, sondern das Seine, sein Gutes zu nehmen, wo man es findet.

Das alles hängt mit dem kalaharigelben Achat zusammen, das hängt mit den Sachen zusammen, die ich im Kopf habe und mit den Gedankenspielen, die ich treibe, mit dem, was mich als Schriftsteller, der alt geworden ist, in Gedankenspielen immer wieder beschäftigt: Was ist gewesen, – was habe ich daraus gemacht? Ist es vielleicht schöner gewesen, mit all den Dingen zu spielen, als einem anderen eins auf den Kopf zu geben? Das Alter wird in dem Roman eine Rolle spielen. Deshalb auch der Arbeitstitel *Kalahari – Ein Roman*. Kalahari: Darin liegt dieses ganze Fremdartige, da liegt das Wünschen und das Hoffen und da liegt die Wüste drin, die die solange brachliegt, bis ich ihr erzählend einen Sinn erfunden habe. In meinem Roman erzähle ich von dokumentierten Tatsächlichkeiten: Da gibt es die Bildergeschichte der Königin von Saba, es gibt die Goldbrosche aus Eritrea, es gibt das alte Zimtwaffeisen und den emaillierten Suppentopf, es gibt Rolands monströsen Zigarettenfilter und seine dreihundertzwanzig Radioapparate, es gibt Isidores Mitgliedschaft in der *Société des Sciences de Semur* und seinen ausgegrabenen gallorömischen Brunnen, es gibt Léons Angelgeräte und die Belobigung für seine telegrafische Koordinierung des französischen Großangriffs am 25. August 1917 auf die deutschen Stellungen in der Orneschlucht. Das wirklich Wahre aber ist das Erzählte, das Authentische ist das Erfundene. „Die Tatsachen sind die Feinde der Wahrheit“, sagt der große Cervantes.

die natur kennt keine grenzen

**dankesrede bei überreichung des
gustav-regler-preises am 29. mai in merzig
von roger manderscheid**

„Die Luxemburger sind die geborenen Grenz-gänger“, sagt der Schriftsteller Roger Manderscheid, wahre Europäer eben. Manderscheid war Lehrer und Eisenbahner, Beamter im Arbeits- und Kulturministerium, er hat aber immer, sozusagen im Nebenberuf, geschrieben. Gedichte, Hörspiele, Romane. 1973 brachte er mit seinem Film *Stille Tage in Luxemburg* einen großen Teil der Luxemburger gegen sich auf, als er gegen die geistige Enge und satte Biederkeit im Großherzogtum polemisierte. Inzwischen hat auch das „offizielle“ Luxemburg seinen Frieden mit dem „Nestbeschmutzer“ gemacht. Manderscheid ist geehrt und geachtet und zählt zu den Aushängeschildern des Landes. Seine beiden wichtigsten Romane *Tschako Klack* und *Der Papagei auf dem Kastanienbaum*, Teile einer Romantrilogie, sind im Gollenstein-Verlag erschienen, der dritte Band folgt im Herbst 2005. „Die Romanwelt der Luxemburger Autoren hat sich geweitet“, sagt Roger Manderscheid, stößt die Fenster seines Landes auf, hält der Realität einen Spiegel vor, zerbricht ihn und setzt ihn, wie Germaine Goetzinger, Direktorin des *Luxemburgischen Literaturarchivs* formulierte, zu einer Art neuem kubistischen Raum zusammen.

wenn wir dann ganz am anfang angefragt waren, wo es keine geographie mehr gab, lenkte er wohl zur alten viel umstrittenen grenze zwischen deutschland und frankreich hin und liess uns an bestimmten stellen blumen pflücken oder das fallobst von verschiedenen bäumen probieren; unvermittelt fragte er uns: welcher apfel ist französisch? wir hielten die angebissenen äpfel still vor unseren mündern und sahen auf die baumallee, die aus dem unendlichen zu kommen schien und sich in das unendliche fortsetzte. wir verstanden unseren vater früh: er glaubte nicht an grenzen.

gustav regler, das ohr des malchus

anders gesagt: wenn ein vogel über die mosel fliegt, dort wo sie die grenze bildet, ändert sich dann die farbe seines gefieders? gibt es reinrassige deutsche vögel? luxemburgische blindschleichen? französische wühlmäuse? belgische bienen? (sind die belgischen bienen französisch-summende oder flämisch-stechende oder deutsch-saugende?) ich mag die zug-vögel. als kind bewunderte ich die schwalben, die von so weit herkamen im frühling und schaute ihnen begeistert zu, wenn sie ihre nester unter unser scheunendach klebten. sie zwitscherten nicht luxemburgisch. und ich verstand sie doch.

die natur kennt keine grenzen.

mit dem saarland verbindet mich, über alle nachbarlichen grenzen hinweg, freundschaft, freundschaft mit ein paar aussergewöhnlichen literatur- und kunstliebhabern und einigen sehr guten dichtern und schriftstellern, und mir fiel und fällt immer wieder auf, wie sympathisch meine literatur im saarland aufgenommen wird. auch der saarländische rundfunk hatte lange jahre hindurch ein offenes ohr für meine hörspiele. all dieses bedeutete für den in heimatlicher enge isolierten schreiberling und bedeutet immer noch für denselben eine grosse ermutigung.

übrigens mochte ich immer ganz besonders die schriftsteller aus deutschsprachigen grenzgebieten: aus österreich, aus der schweiz, aus der tschechoslowakei (der damaligen); und aus dem saarland, natürlich.

wir überschreiten sehr gerne grenzen. weil sie uns, und wir ihnen, sehr nahe sind. aber wir verachten sie im grunde genommen. als sie uns hätten vor den plötzlich wahnsinnig gewordenen nachbarn schützen sollen, existieren sie nicht mehr. die kamen als soldaten verkleidet über die mosel und brüllten, anstatt zu sprechen. und wenn sie guten tag sagen wollten, streckten sie einen steifen arm in die höhe und stiessen dabei einen schrillen schrei aus.

*grenzen sind, heute, für uns
künstliche hindernisse, relikte. schikanen.*

für mich aber ist nationalismus ein anachronismus. er stochert überall im trennenden, das oft tief daherkommt. übertreibt die unterschiede. sieht willentlich über das gemeinsame hinweg. gräbt skelette aus. und fuchtelt damit in der luft.

das sei den mächtigen nachbarn ins ohr geflüstert, von einem schriftstellernden luftikus, der aus einem friedfertigen erdflecken kommt, den man auf manchen landkarten überhaupt nicht finden kann.

bei uns gibt es auch nationalismus, aber der ist (meistens) friedlich, ein nationalismus für gartenzwerge mit roter zipfelmütze, weissem hemd und blauen stiefeln. ein von natur aus friedfertiger nationalismus. weil es gar nicht anders geht. da wir in erschreckender unterzahl sind.

wir sind also die geborenen grenzgänger. und dadurch die ersten europäer. wir kaufen tag für tag wenigstens eine deutsche und eine französische tageszeitung, um uns nicht nur an *einer* quelle mit nachrichten zu versorgen. wir sind champions im vergleichen der nachrichten aus frankreich mit denjenigen aus deutschland: uns gehen täglich die augen auf.

wir als schriftsteller würden, sagte ein kritiker, französische elemente mit deutscher inteligenz und gründlichkeit verbinden, und das, ob wir nun deutsch, französisch oder luxemburgisch schrieben. wir haben also von jedem unserer grossen nachbarn etwas abbekommen. als schriftsteller ist unsere position auf unserer unbekannten literarischen mini-insel eine aparte. es gibt hier viele schriftsteller, die nicht nur, neben dem luxemburgischen, die deutsche sprache beherrschen, und lieben, sondern auch die französische, englische, italienische und die so die literarische essenz der grossen nationen im original lesen können. es wäre ein unverzeihlicher irrtum, anzunehmen, dass es in einem auf einer weltkarte nicht vorhandenen, klitzekleinen land, nichts zu erzählen gäbe.

in den letzten vierzig jahren hat die luxemburgische literatur, in drei sprachen, einen überraschenden aufschwung genommen: in luxemburg schrieb man seit ewigen zeiten von einem nullpunkt aus. ein grad celsius weniger und die tinte gefror. man schrieb: vom nichts aus: ins nichts. wer in den wald rief, war einer, der in den wald gerufen hatte. wer hier einen etwas längeren satz begann und nicht allzusehr aufpasste, stiess gleich mit seinen nächsten wörtern an die landesgrenze. und geriet darüber hinaus. devise damals: nur keine schachtelsätze.

luxemburg existiert draussen kaum: oder als kuriosität. wenn dieses miniland in die schlagzeigen gerät, dann weil charly gaul die

tour de france gewinnt; starke männer stehen symbolisch für luxemburg. übrigens: wer hat als land 4x die *tour de france* gewonnen, wer nur 1x? was ist jean-claude juncker anders als unser charly gaul der politik?

etwas sei klargestellt: ich habe keine komplexe. aber sehe genau hin. schon von berufs wegen. luxemburg wird als land kaum zur kenntnis genommen.

Der Eisberg B-15 A ist, mit einer Fläche von den Ausmassen Luxemburgs, das grösste im Meer treibende Objekt der Welt, schrieb die sz. als vergleichsgegenstand sind wir geschätzt. als grösstes im meer treibendes objekt der welt. dieses eis muss man sich einmal auf der zunge zergehen lassen.

anderes beispiel: *Rhode Island (Neu England). Obwohl kleinster Staat der USA hat Rhode Island immerhin noch die Grösse des Grossherzogtums Luxemburg*. immerhin! noch! wie schön!

nur schmerzt das alles wenig. weil wir humor haben. wie alle zu kleingeratenen.

wir sind nichts, haben wir eben gelernt, aber auch nicht viel mehr als nichts, wir sind vielleicht bald keine luxemburger mehr, aber menschliche wesen bleiben wir. oder nicht?

die alte feindschaft zwischen deutschen und franzosen, dieses sinnlose draufschiessen und totmachen, dieser vorsintflutliche nationalistische wahn, der maginotlinien durch die vorgärten zog, den atlantikwall aufrichtete, bunkergänge in militärischer sturheit unter tag anlegte (damit die blutströme abfließen konnten) dieser wahn also, wir haben besonders darunter gelitten. weil niemand uns je um unsere meinung fragte. am zehnten mai vierzig, ich war am ersten märz sieben geworden, erlerbte ich den einzug der *wehrmacht* im dorf itzig und beobachtete sehr genau den trostlosen ausdruck der *ohnmacht* in den gesichtern der deutschen söhne und väter. ich hasse trotz hitler die deutschen nicht. mag sie sogar. weil ich ihre sprache schreibe. die ich mir frei gewählt habe. und die ich liebe.

wir sind immer zuschauer gewesen.

beobachter.

unparteiisch.

mit einem ausgeprägten fingerspitzengefühl für gerechtigkeit. also als schriftsteller in optimalen bedingungen zuhaus.

niemand wird ernsthaft erwarten, dass die luxemburger dichterinnen und dichter jetzt den bankenplatz hexametrisch aufmotzen,



Der Preisträger, Roger Manderscheid, und Merzigs Oberbürgermeister Alfons Lauer

den jean-claude juncker mit seinen anerkannten lingualen fertigkeiten kurzgeschichtlich bejubeln oder unseren (politisch kleinen) grossherzog zum weltherzog hinaufstilisieren, nein, niemand; aber wer genau hinsieht, wird entdecken, dass die personen, die unsere romane bevölkern, sich im laufe der letzten jahrzehnte verändert haben: es gibt kaum noch das hundertprozentige hiesige, aus patriotischem leder geschnittene, das herbe, das kämpferische, das so unendlich luxemburgisch, kleinkarierte, katholisch infizierte romanpersonal, sondern es tauchen auf: letten, portugiesen, afrikaner, deutsche, italiener, franzosen, algerier usw. die romanwelt der luxemburger autoren hat sich geweitet, luft strömt herein, weltluft, es wurde höchste zeit, dass die fenster aufgerissen wurden und die stickige heimatluft, dieser betörende gestank, von dem man nie genau wusste, aus welch vergessenen abfallkübeln er stammte, vertrieben wurde.

zum schluss eine minigeschichte: eines morgens war der grenzfluss verschwunden. wo früher muntere wellen mit den weissen schwänen stundenlang spielten, war alles trocken. die schwäne liefen auf dem nun zu einer sandstrasse gewordenen flussbett hin und her auf der suche nach wasser. für die leute war die grenze immer das wasser gewesen, oder zumindest im wasser gewesen, un-

sichtbar, eine gedachte, flatterhafte linie, die es zu respektieren galt. die ersten leute stiegen von rechts her ins trockenbett, die auf der linken seite machten dasselbe. aus den meterhohen schilfbeständen sah man plötzlich die ersten menschen treten, mit einer armbewegung wie beim brustschwimmen, um das röhricht zu teilen, alle bewegten sie sich wie tanzend durchs flussbett auf die mitte zu, die grenze, die es seit heute morgen nicht mehr gab. dort blieben sie nicht etwa an einer imaginären linie stehen, sondern liefen weiter, die von der einen auf die anderen seite, und umgekehrt, es gab sogar leute, die sich umarmten, etliche stimmten gesänge an, ein trompeter trompetete, junge leute tanzten auf den kieselsteinen. man konnte hin und her gehen, auf und ab wandern, dieses dem wasser entstiegene land zusammen in besitz nehmen, die mosel hatte aufgehört zu sein, die deutschen waren plötzlich nicht mehr nur reine deutsche, die luxemburger nicht mehr nur diese scheiss-luxemburger, nein auch die deutschen hatten plötzlich etwas scheiss-luxemburgisches, die luxemburger etwas scheiss-deutsches an sich, das aber schwer zu entdecken war, da alle ausnahmslos, sich in menschen verwandelt hatten, in sehr kurzer zeit, seit die sonne sich über dieser aufblitzenden mosellandschaft mit schwänen, aber ohne mosel, flimmernd erhoben hatte.

Heilige Berge

Lothringer Szenerien

Von Hans Emmerling

Unter dem Arbeitstitel *Lothringer Szenerien* schreibt der Autor und Filmemacher Hans Emmerling zur Zeit an einem Buch über Lothringen. Kein Reiseführer im klassischen Sinn soll es werden, keine Kulturgeschichte. Eine subjektive Wahl von Orten, von zu erinnernden Personen (auch aus der Geschichte) ordnet der Autor unter einer Reihe von Oberbegriffen. Einer davon heißt: *Heilige Berge*. Aus dieser Rubrik veröffentlichen die SAARBRÜCKER HEFTE als Vorabdruck den Bericht über die Besteigung des Donon, in diesen, unseren Tagen. „Berge haben ihre Geheimnisse, ihre Mythen, ihre Geschichte“, sagt Hans Emmerling und erinnert an den Montségur, zwischen Corbières und Pyrenäen gelegen, an Massada, den heiligen Berg des jüdischen Volkes, nahe dem Toten Meer, oder an den Olymp, den Sitz der Götter. „Glückliches Lothringen: einige seiner Berge bringen uns dem Himmel näher oder den Gottheiten; andere reizen uns, ihre Geschichte zu entdecken.“ Bei der Besteigung des Donon, an der Grenze zwischen Elsaß und Lothringen gelegen, ist Hans Emmerling dem Himmel ein gutes Stück näher gekommen. Dem Himmel der Kelten und damit auch der Geschichte.

Le Donon

Am 24. April 1336 brechen Francesco Petrarca und sein jüngerer Bruder Gherardo von Avignon auf, um den höchsten Berg dieser Gegend zu besteigen; und am 26. April beschreibt er in einem Brief diese Wanderung und diesen Erfolg: „*Altissimum regionis huius montem*“, schreibt er in seinem klassischen Latein. „*Den höchsten Berg dieser Gegend, den man nicht zu Unrecht Ventosus, den ‚Windigen‘; nennt, habe ich am heutigen Tag bestiegen, allein von Drang beseelt, diesene außergewöhnlich hohen Ort zu sehen.*“

Heute genügt ein rascher Entschluß am Morgen, einem anderen Ziel-Berg entgegen zu fahren. Und der Donon ist auch nicht der höchste Berg dieser Gegend, der nahe Rocher de Mutzig ist noch einen Meter höher; ganz zu schweigen von den Bergen in den südlicheren Vogesen, dem Champ du Feu, dem Brézouard, dem Tête des Faux, dem Gazon du Faing, dem Tanet oder Hohnneck, dem Ballon d'Alsace und dem Grand Ballon. Zugegeben: das alles sind elsässische Berge; aber welcher von allen diesen schönen und auch höheren Bergen trägt den Titel *Sitz der Götter*?

Wer durch das Departement Moselle anreist, hat die Wahl zwischen zwei Tälern: dem der roten und dem der weißen Saar; beide Quellbäche kommen vom Massiv des Donon. Das Tal der roten Saar ist bewohnt, industrialisiert; Abreschviller das Zentrum, mit einem Weiler als Annex: Le Grand Soldat, das auf Deutsch einmal den schlichteren Namen „Soldatenthal“ getragen hat, und Geburtsort des Schriftstellers Alexandre Chatrian ist, dem zweiten Teil des Doppelnamens Erckmann-Chatrian, diesem eifrigen, volksnahen Autorengespann.

Die Straße wird nach und nach kurviger, eingefäßt vom Vogesen-Wald. Vom Tal der weißen Saar wäre zu sagen: daß es lieblicher ist, mit Wiesen und Teichen, und abgesehen von versteckten Ferien- und alten Forsthäusern kaum besiedelt. Die Straße begleitet die junge Saar, mal näher, mal macht sich der muntere Bach in den Waldungen unsichtbar. Schön, denkt man sich, müßte ein Fußbad sein, aber das Saar-Wasser ist eiskalt. Es gibt ein paar Ortsangaben: Turquestein und Blancrupt; von den Örtlichkeiten ist nicht viel zu bemerken. Die Auffahrt zum Donon-Massiv gibt sich moderat; gegen das Tal zeigen sich immer wieder herrliche Aussichten. Der Do-

non selbst bleibt unsichtbar, auch die eigentliche Quelle der Saar liegt verborgen, es sind mehrere Quellen, die am Steilhang und an den Felsen entspringen und sich in der Tiefe vereinigen. In weitausschwingenden Kurven erreicht die Straße den Bergkamm. Kurz nachdem sich die Straßen aus den Tälern der roten und der weißen Saar treffen, öffnet sich ein großer Aussichtspunkt: nach Süden hin stehen die Gipfelpyramiden des Grand Donon und des Petit Donon, daneben der Kohlberg. Hier stoßen Lothringen und das Elsaß aneinander. Ein Mauerwerk neben der Straße, ehemals ein Soldatenfriedhof und zerstörte Beton-Bunker erinnern an den Krieg. Beide Weltkriege haben auch hier ihre Spuren hinterlassen. Seither hat die Natur sich ihrer wieder bemächtigt.

Das Massiv des Donon verklammert das Elsaß mit Lothringen; es schiebt sich, wenn man die Michelin-Karte betrachtet, vom Elsassischen ein Stück ins Lothringer Land hinein, ähnlich dem „Krummen Elsaß“, dem *Alsace bossue*, das sich zwischen Saargemünd und Pfalzburg nach Westen, nach Lothringen drängt und das Land um Saarunion mit dem Departement „Bas-Rhin“ verbindet.

Als Petrarca und sein Bruder am Morgen des zweiten Tages von Malaucène am Fuß des Mont Ventoux aufbrechen, sind sie frohgemut. *„Ein langer Tag, liebkosende Luft, Spannkraft der Seelen, Stärke und Lebendigkeit der Körper und was dergleichen mehr ist, standen uns Wanderern hilfreich zur Seite; einzig die Beschaffenheit des Ortes bot uns Widerstand“*. Der Fußmarsch, den der normale Wanderer antreten muß, will er den Gipfel des Grand Donon besteigen, beginnt am Parkplatz neben der Maison Forestière du Haut-Donon. ein Schild an einem Baumstamm gibt die Richtung an zur *Site des Dieux*, zum Sitz der Götter. Eine stattliche Reihe Götter, und meist Hochrangige in ihrer Hierarchie, hatten hier ihren Verehrungsplatz. Die Kelten und die Gallier weihten ihn ihrem Teutatès, die Römer wiesen den Gipfel ihrem Merkur zu, auch ein Gott Vosegus oder eine Waldgottheit, mehr eine lokale Größe namens Smertius, fand hier Verehrung; er zeigte sich in Begleitung eines Hirschs; eine Jupiter-ähnliche Gottheit namens Taramis, ein Himmelsreiter und Blitzeschleuderer, hatte hier sein Heiligtum. Mit dem Göttergipfel und dem Druiden-Wesen machten die irischen Wanderprediger Schluß,

als sie die Dörfer in den Vogesen christianisierten. Bilderstürmer, die sie waren, zerstörten sie die heidnischen Kultstätten. Hinfort flohen die zum Christengott Bekehrten diesen Platz der alten Götter. Kein Kloster, keine Einsiedelei, keine Bergkapelle wurde als Zeichen der neuen Religion hier errichtet.

Die Mühe, die der Aufstieg nach und nach und immer mehr bereitet, kennt schon Petrarca: *„Aber wie es fast immer der Falle ist, folgt dem kolossalen Anlauf schnell die Ermattung auf dem Fuß.“*

Es ist ein schöner Tag, ein blauer Himmel mit wechselnden Wolken; ein frischer, aber sanfter Wind. Der Waldweg, zunächst vorbei an Bergwiesen, dann durch Mischwälder, die Schatten bieten, steigt mäßig an. Nach und nach wird der Weg steiniger; die Füße spüren die Härte der faustgroßen Kiesel; es wird warm. Der Atem geht heftiger. Je höher man – fast mechanisch – steigt (nur nicht aus dem Rhythmus kommen), um so gebirgiger wird die Vegetation. Auf halber Höhe säumen riesige Felsbrocken den Pfad; eine Inschrift spricht von der Vermutung, einige seien Opfersteine, aber für welchen heidnischen Kult? Für blutige Opfer der Druiden. Aber warum dann nicht auf dem Gipfel, wie die Azteken-Opfer auf den Spitzen ihrer Pyramiden. In die Riesensteine aus Gres sind weiße, schwarze oder rötliche Kiesel eingebacken. Der Anstieg wird mühsam; oft zwingen große steinerne Stufen zu unbequemen Schritten. Auch für Petrarca wird „sein“ Berg zu einer „schroffen, beinahe unzugänglichen Felsmasse“.

Vor der letzten, steilen Etappe steht der Wanderer vor einer Kuriosität: der Kaisertreppe. Deutsche Soldaten errichteten im 1. Weltkrieg eine Treppe aus dem rötlichen Stein des Berges, um ihrem Kaiser einen etwas 5 Meter hohen Aufstieg zu erleichtern und um ihn zu ehren. Majestät tat seinen Braven nicht den Gefallen; der Aufstieg zum Donon reizte ihn nicht; er schickte einen Adjutanten.

Warum nehmen so viele Touristen diese Mühe auf sich und steigen eine Stunde nach oben, oft familienweise und mit Haustieren? Sportlicher Ehrgeiz, Faszination der Archäologie, die herrliche Aussicht, das Erlebnis der Natur. Warum besteigt Petrarca den Mont Ventoux, nur weil er ihm „fast immer vor Augen“ steht?

Über viele Jahr schon war ihm dieses Besteigen „im Sinn gelegen“. Warum haben Jahr-

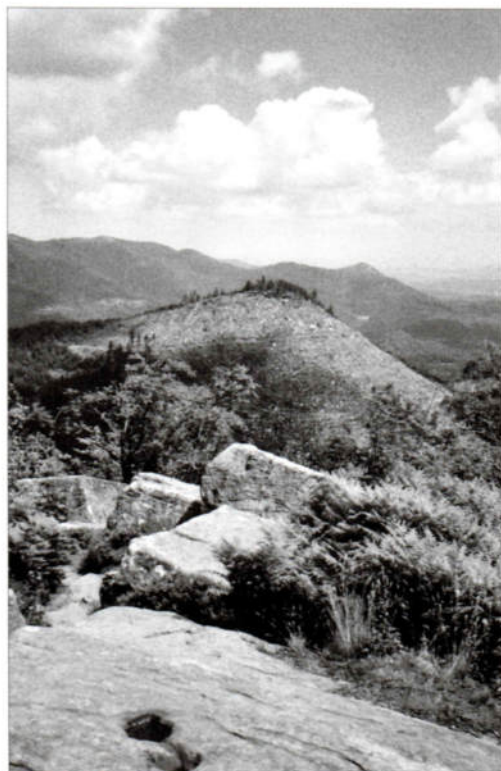
hunderte lang die Einheimischen, die Hirten, die Jäger, sich gescheut, diese hohen Berge zu besteigen – den Mont Ventoux oder den Montblanc? Warum haben die christlichen Jahrhunderte auf diesem Donon kein Zeichen gesetzt, kein Gipfelkreuz, keine Kapelle. Petrarca schreibt: *„In der Tat liegt das Leben, das man das Selige nennt, auf hohem Gipfel, und ein schmaler Pfad, so heißt es, führt zu ihm hin. Auch viele Hügel ragen dazwischen auf, und von Tugend zu Tugend muß man mit erhabenen Schritten wandeln; auf dem Gipfel ist das Ende aller Dinge und des Weges Ziel.“* Damit schwingt er sich, so sagt er zu sich selbst, vom „Körperlichen zum Unkörperlichen“ hinüber. Und er vergleicht den Weg zum Gipfel mit einer Pilgerreise, einer *peregrinatio*, die uns an das Ziel unseres Lebens führt.

Als Horace de Saussure den Gipfel des Montblanc besteigt, treibt ihn, den Physiker und Geologen, sein Wissensdrang. Als Alexander von Humboldt den Pico auf Teneriffa bezwingt, geht es ihm um naturwissenschaftliche Beobachtungen und Erfahrungen. *„Auf der Spitze des Piton angelangt, wunderten wir uns nicht wenig, daß wir kaum Platz fanden,*

bequem niederzusetzen. Wir standen vor einer kleinen kreisförmigen Mauer aus pophyrartiger Lava ... Es war acht Uhr morgens und wir waren starr vor Kälte, obgleich der Thermometer etwas über dem Gefrierpunkt stand.“ Und als Humboldt sich mit dem Krater des ehemaligen Vulkans beschäftigt, fährt er fort: *„Großartig wird der Punkt nur durch die Höhe über dem Meeresspiegel, durch die tiefe Stille in dieser hohen Region, durch den unermesslichen Erdraum, den das Auge auf der Spitze des Berges überblickt.“* In Südamerika fasziniert ihn auch der Chimborazzo und er unternimmt mehrere Versuche, ihn, den man damals noch für den höchsten Berg der Erde hielt, zu besteigen. *„Dem neugierig regsamen Geiste des Menschen sei es erlaubt, bisweilen aus der Gegenwart in das Dunkel der Vorzeit hinüberzuschweifen, zu ahnden, was noch nicht klar erkannt werden kann und sich so an den alten, unter vielerlei Formen wiederkehrenden Mythen der Geognosie zu ergötzen.“*

Es gibt Ziele, die man sich setzt, Wünsche, die man sich erfüllen möchte. Am Donon: endlich die letzten zehn Minuten des Aufstiegs, endlich die letzten steilen, ins Erdreich getriebenen Stufen und die über felsigem Geröll zu bewältigenden Schritte. Es ist geschafft; der Atem kann sich beruhigen. An einem kleinen Wall vorbei legt man die letzten Meter auf fast ebenem Boden zurück und erreicht den alten Tempelbezirk. Ein Halbkreis aus hohen Stelen mit Fragmenten von Figuren, Göttern, Heroen (die geborgenen Originale stehen im Museum in Epinal). Davor Steinblöcke, Fragmente eines Tempels, die eine Ahnung von dessen Form vermitteln können. Es ist Zeit, den ganzen Bezirk zu überblicken, der von den großen Quadern des ersten Tempels langsam ansteigt zwischen üppigem Gebüsch bis zum obersten, zum hohen Felsen mit dem krönenden Tempel. Etwas seitlich des Weges zu diesem höchsten Ziel, dem Tempel-Museum, liegt eine kreisförmige Zisterne, auch sie vielleicht ein kultischer Ort. Die streng gemauerte Kreisform umschließt eine nach unten sich kegelförmig verzüngende Wasserstelle. Es gibt Bilder des Künstlers Anselm Kiefer, die ähnliche Formen aufweisen: *die Ungeborenen* nennt er das eine, ein anderes trägt den Titel *Sefer Hehaloth*. Und Kiefer zeigt uns *Himmelspaläste*. Neben dem Weg, der auf dem Donon vom ersten Tempel

Blick vom Gipfel des Donon



bis zum höchsten Punkt führt – so zeigt es ein Faltpan – standen zur römischen Zeit Säulen mit dekorativen Kapitellen; auf ihnen Reiterfiguren, Götterbilder. War hier eine Art Olymp, ein erhabener Tempelbezirk, geheimnisvoll umgeben von Waldbergen und mitten unter ihnen dieser herausragende Gipfel, dieser *Sitz der Götter*?

Welche kultischen Feiern haben sich hier abgespielt, auf diesem gewaltigen, freistehenden, nach allen Seiten offenen Bezirk. Und was war an der höchsten Stelle, wo jetzt diese steinerne Halle steht mit ihren zweieinhalb Meter hohen Pfeilern, jeder ein einziger zubehauener Stein. Zwölf solcher Pfeiler tragen das Dach aus gewaltigen Steinplatten, das sich nach oben verjüngt. Wie dieser Tempel freisteht vor dem riesigen Horizont des Himmels, wirkt er wie eine in die Realität übertragene Traumvorstellung des Mythomanen Anselm Kiefer, eine steinerne Halle, ein *Walhalla*, das den Gipfel krönt.

Der *Tempel-Musée* steht auf einem Sockel aus rotem Gres, der sich von einer Art Terrasse abhebt, die durchzogen ist von tiefen Spalten. Magisch angezogen steigt man empor, verweilt auf der Terrasse, nimmt die letzten Stufen und tritt in den Tempel, steht unter dem Giebel (die Aufschrift *Musée* wirkt absichtsvoll-künstlich). Man berührt den Stein, wie man in griechischen und römischen Tempeln den Stein berührt, um sich der Realität zu vergewissern.

„Zuerst stand ich, durch den ungewohnten Hauch der Luft und die ganz freie Rundschau bewegt, einem Betäubten gleich da. Ich schaute zurück nach unten: Wolken lagen zu meinen Füßen, und schon wurde mir der Athos und der Olymp weniger sagenhaft.“

Die Berge als Sitz der Götter: Petrarca spielt darauf an, wenn er den Olymp nennt. Stieg nicht auch Moses auf den Berg Sinai, um die Befehle, die Gebote, seines Gottes zu empfangen. Petrarca, auf dem Gipfel des Mont Ven-



Der Tempel auf dem Donon

toux, erforscht sich selbst, er zitiert, um seinen moralischen Imperativ zu unterstreichen, einen Satz aus den Bekenntnissen des Augustinus: *„Und es gehen die Menschen hin, zu bewundern die Höhen der Berge und die gewaltigen Fluten des Meeres und das Fließen der breitesten Ströme und des Ozeans Umlauf und die Kreislänge der Gestirne – und verlassen dabei sich selbst.“*

Viele Jahrhunderte war der Heilige Berg der Kelten, der Gallier, der Römer, war der Donon den christlichen Bewohnern der Vogesen, im Elsaß und in Lothringen wie vergessen, wie gemieden. Keine Kapelle, kein Gipfelkreuz erhob sich über den Trümmern der heidnischen Stätten. Keine Einsiedelei verbarg sich an den Hängen der Waldberge. War der Weg zu mühsam? War es das Heiligtum auf dem Sankt Odilienberg, das die ältere Kultstätte vergessen ließ? Schon die Christen des frühen Mittelalters kannten ihre Heiligen Berge, oft an denselben Stellen wie die Tempel der Antike. Benediktus errichtete sein Kloster auf dem Monte Cassino über heidnischen Ruinen, als Zeichen des Sieges, als Zeichen des neuen Glaubens.

Mitte des 19. Jahrhunderts wird die Kultstätte auf dem Donon wiederentdeckt. 1869 entsteht an höchster Stelle ein *Musée* aus zwölf roh behauenen Vierkant-Pfeilern mit einem Giebel aus großen Steinplatten. Ein „Museum“ für welchen Kult? Ein Museum für die archäologischen Funde kann es nicht sein, denn es ist ein nach allen Seiten offenes Gebäude, eine Halle, eine symbolische Bekrönung des Berggipfels. Es mag Zufall sein, aber im gleichen Jahr 1869 wird in München die Oper *Das Rheingold* von Richard Wagner uraufgeführt. Am Ende des „Ersten Tags“ von Wagners Tetralogie betreten die Götter Walhall, ihren von Riesen erbauten neuen Wohnsitz. *„Plötzlich verzieht sich die Wolke, Donner und Froh werden sichtbar: von ihren Füßen aus zieht sich, mit blendendem Leuchten, eine Regenbogenbrücke über das Tal hinüber bis zur Burg“*, so Wagners Regieanweisung; und Wotan singt in Des-Dur: *„Abendlich strahlt der Sonne Auge; in prächtiger Glut prangt glänzend die Burg.“*

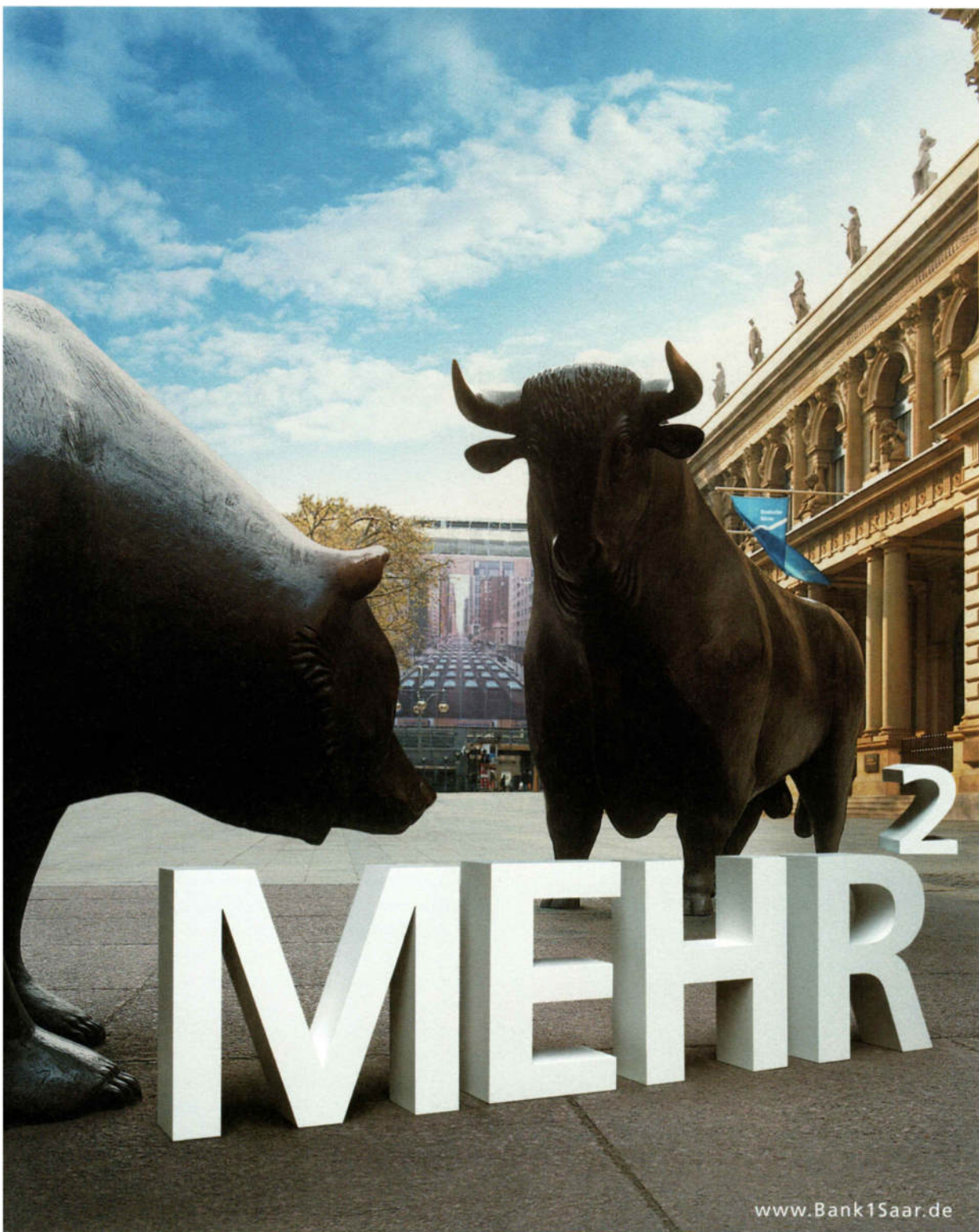
Vielleicht gehört der Gedanke an eine Götterburg zu den Fantasien, zu den Träumen jener Zeit, wie wir sie auch in den Vorstellungen des Deutschen Kaisers und seiner Architekten im *Reichsland Elsaß-Lothringen* kennen mit ihrer Mischung aus Germanentum und Antike und christlichem Mittelalter (und manchem Byzantinismus). Siebzig Jahre später kehren ähnliche Vorstellungen in der Herrschafts-Architektur eines Albert Speer wieder. Anselm Kiefer zitiert sie als Angstbilder.

Vielleicht genügte den Menschen vor zweitausend Jahren auf der großen steinernen Plattform, auf dem höchsten Punkt des Donon eine einfache Pyramide aus Steinen. Dahinter, nach Nordosten, bricht der Fels jäh ab, ein Abgrund, ein Steilhang, der zwischen den gewaltigen Felsmassen nur einen schmalen Weg offenläßt.

Victor Hugo in seinem Reisebuch *Le Rhin* unternimmt einen Abstecher in die Vogesen; seine *Vogesenfahrt* ist eingebettet in eine romantische *Historische Legende vom Schönen Pécopin und der schönen Bauldour*. Eine Art Rheinmärchen, das sich in die Berglandschaft der niederen und hohen Vogesen verirrt. Pécopin ist der Sohn des Burggrafen von Sonneck; Bauldour, die Tochter des Herrn auf Falkenburg, und der schöne Pécopin liebt die schöne Bauldour. Pécopin reitet in eine ihm unbekannte Gegend. Vorbei an der Schloßruine Nideck kommt er in die Vogesen und zählt

die Berge mit ihren schönen Namen auf, wie er sie der Reihe nach erkennt: Ban de la Roche, Champ du Feu, Climont, Ungersberg; und Pécopin reitet weiter, vorbei am Bärenkopf, am *Tête de l'Ours*, am Großen Donon und am Großen Ventron. Und die Berge erscheinen ihm geheimnisvoll mit ihrer Düsternis, ihrem Nebel; er hört das Klagen des Windes, für ihn eine Stimme aus einer anderen Welt; er glaubt, er höre das Wort „Heimburg“. Plötzlich reißt der Nebel auf, Pécopin sieht über sich am Himmel einen großen Milan, der von einem Pfeil getroffen, dennoch seinen Flug fortsetzt.

„Von der freien Rundschau bewegt“, sagt Petrarca in Gedanken an den Blick von „seinem“ Mont Ventoux. Ein unvergeßlicher Blick auch vom Donon: in der Nähe andere Vogesenberge; einige mit ähnlichen Pyramidenformen wie der Grand Donon, andere mit einem breiten Rücken. Nach Südosten zeigt sich das Tal der Bruche, Schirmeck zu; darüber die Höhen des Champ du Feu. Dort drüben liegen Waldersbach, aber auch Struthof. Links davon öffnet sich die elsässische Ebene. Nach Westen liegt im schönen Licht das Tal der weißen Saar; in der Ferne zeigen sich die Farben der lothringischen Weite zwischen Saarburg und der Seenlandschaft. Ein *„göttlicher Berg“* – *„in Wahrheit scheint er der Vater aller benachbarten Anhöhen zu sein“*, und das sagt wieder Petrarca über den Mont Ventoux. *„Auf seinem Gipfel ist ein kleines Plateau. Dort erst setzten wir uns erschöpft zum Ausruhen nieder.“*



Bank1Saar

die persönlichere Note

Für alle, die ihr Geld nicht einfach nur anlegen wollen:
die Kapitalanlagen der Bank 1 Saar. Damit Träume keine bleiben.



Margit Schäfer

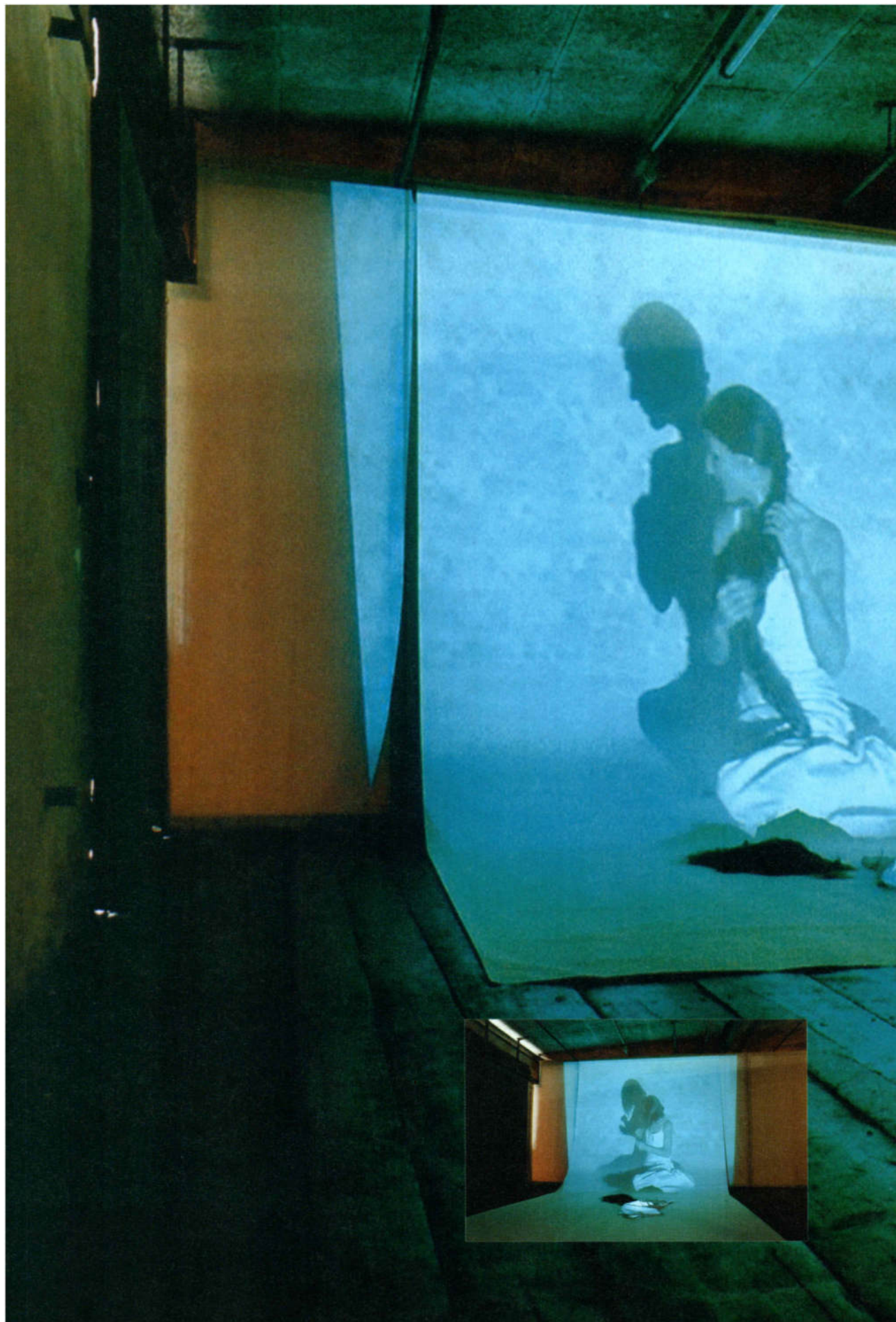
Photographie, Installation, Performance

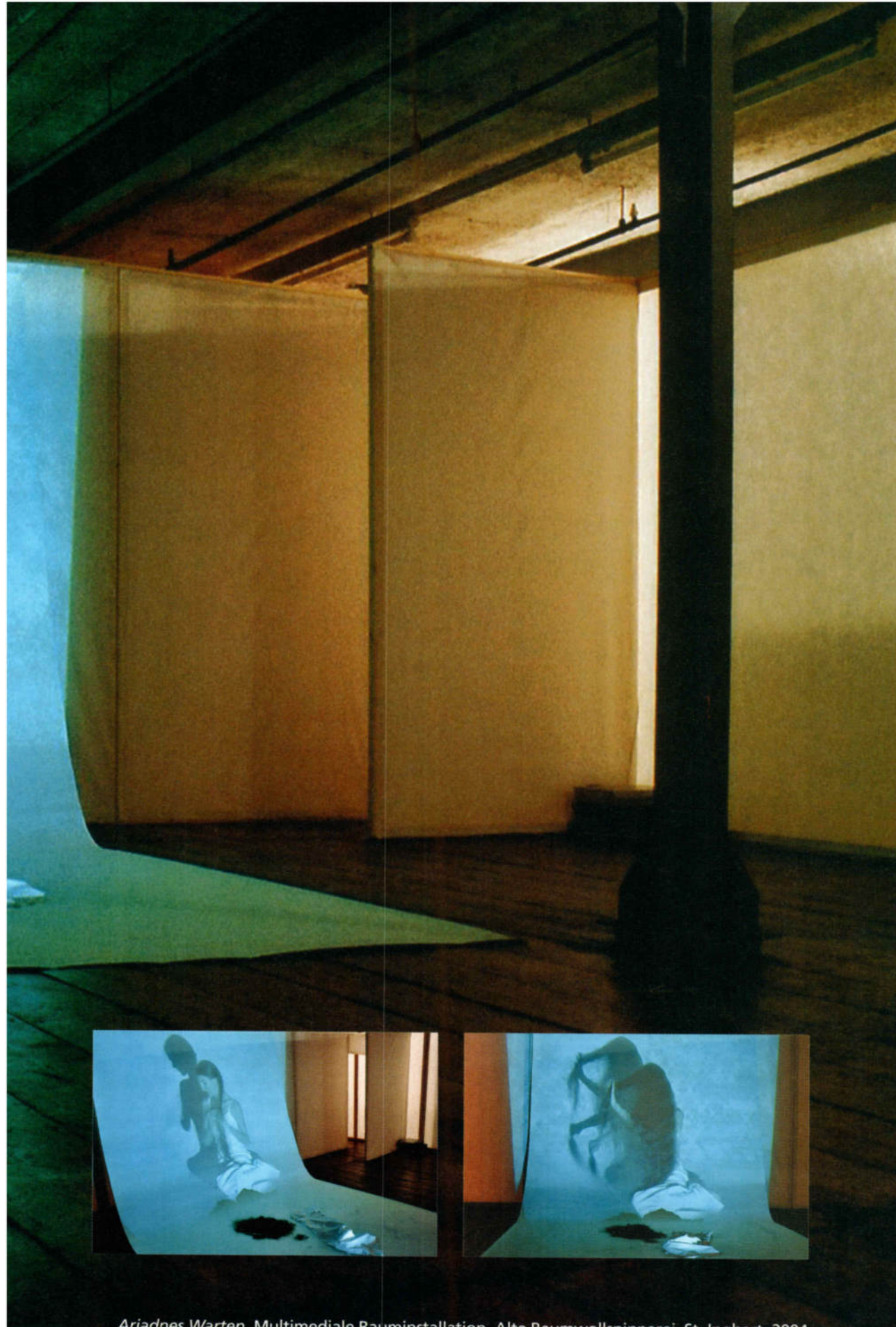
- 1970 geb. in Wadern
 1998 -2004 Studium der Freien Kunst / Malerei und Mixed Media an der Hochschule der Bildenden Künste Saar bei den Professoren Sigurd Rompza, Arnold Dreyblatt und Daniel Hausig
 2004 Diplom und Meisterschülerin von Prof. Daniel Hausig

Ausstellungen:

- 1999 Gemeinschaftsausstellung der Klasse Prof. Sigurd Rompza, Europäisches Informationszentrum, Dagstuhl
- 2001 *Wassercollage*, Installation und Performanceaktion mit Caroline Armand, Frankfurt/Main
Inszenierte Lichtfotografie, Saarländisches Künstlerhaus, Saarbrücken, Gemeinschaftsausstellung
Lichtsammler, Performance zusammen mit Thomas Rößler, Solarmesse, Dillingen
- 2002 *Inventar*, Projektgruppe Prof. Arnold Dreyblatt, Rubenheim
sleepers und *grauzonen* mit Jutta Schmidt, Foto-Video-Installation, Fotokina Köln
zehn leben, Förderpreis Junge Kunst 2002, Wilhelm-Hack-Museum, Ludwigshafen
- 2003 *sleepers*, Foto-Video-Installation, Stiftung Demokratie, Saarbrücken
leitkultur, *double bind*, Foto- und Rauminstallation sowie *Pankower Kreuz*, Rauminstallation mit Caroline Armand, Galerie Pankow, Berlin
- 2004 *Ariadnes Warten*, multimediale Diplomausstellung, Alte Baumwollspinnerei, St. Ingbert
Transit, Performanceaktion und *Transgym*, Performanceaktion mit Pia Müller, Saarbrücken
 Projektgruppe Arnold Dreyblatt, Offenes Magazin, Berlin
Kunstszene Saar, Saarländisches Künstlerhaus, Saarbrücken und Museum Haus Ludwig, Saarlouis
Zoom, T-Systems, Saarbrücken
- 2005 *Terz*, Saarländisches Künstlerhaus, Saarbrücken
Zuckerbaby, Wintringer Kapelle, Kleinblittersdorf
 Teilnahme am *Robert-Schuman-Preis* in Saarbrücken
Aus der Serie 2, K4 Galerie, Saarbrücken
 lebt und arbeitet in Saarbrücken







Ariadnes Warten, Multimediale Rauminstallation, Alte Baumwollspinnerei, St. Ingbert, 2004

Ariadnes Warten setzt sich mit einem Weiblichkeitskonzept auseinander, das bis zur Grenze eines aufopfernden Ideals selbstzerstörerischer Liebe geht. Liebe wird als Ausnahmezustand betrachtet, der nicht andauern kann. Die Schwäche weiblicher Identitätskonstruktionen verdichtet sich zur Passionsgeschichte in der multimedialen Rauminstallation *Ariadnes Warten*: In 11 zum Labyrinth angeordneten Räumen präsentieren sich Fototafeln auf dem Boden und an den Wänden. Sie zeigen Wäsche und Kleidungsstücke eines Mannes mit den Initialen C. und K. Die beiden Buchstaben sind Platzhalter und Leerstelle der männlichen Identität, die als Projektionsfläche für die Sehnsüchte

der Protagonistin dienen. Wer das Labyrinth betritt, wird auf mehreren sinnlichen Ebenen angesprochen. Eine Seifensammlung duftet, eine Nähmaschine beginnt beim Betreten des Raumes die beiden Initialen zu nähen, der Holzdielenboden wird zur Tafel, die mit Kreide beschrieben wurde. Eine Kammer kann nur durchqueren, wer sich einen Weg durch die bodenlangen roten Wollfäden bahnt. Im letzten Raum präsentiert sich eine Leinwandbühne, auf der das verblaßte Bild einer Liebesgöttin zu sehen ist, die ihr langes Haar auskämmt. Über allem zieht sich die Sehnsuchtsmelodie einer Frau, die das Seemannslied *Junge, komm bald wieder* einem Mantra gleich singt.



Ariadnes Warten, Multimediale Rauminstallation, Alte Baumwollspinnerei, St. Ingbert, 2004

Der Wald, die Stille, die Baracken

Das KZ Natzweiler-Struthof

in den Vogesen

Von Georg Bense

März 2005. Alles ist 60 Jahre und ein paar Monate her. In diesem halben Jahrhundert hat man sich Mühe gegeben: Dokumente wurden veröffentlicht, Zeugen gehört, Photos gesichtet, Gericht gehalten, Gedenken angemahnt, Vergessen aufgehoben, Unfaßbares aufgeschrieben, Erinnerungen wachgehalten. Erinnerungen an Männer und Frauen, die gehängt wurden, totgeschlagen, erschossen, vergast. Menschen, umgekommen in deutschen Konzentrationslagern. Eines wurde auf waldige Vogesenhöhen gebaut. Ein deutsches KZ auf französischem Boden. Das Einzige: *Natzweiler-Struthof* im Elsaß.

Im September 1940 kam in der SS der Gedanke auf, im besetzten Teil Frankreichs ein Konzentrationslager zu bauen. In herrlicher Lage, 800 m hoch, in den Vogesen. Gegenüber dem *Donon*, einem der heiligen Berge des Elsaß. Das Lager, als Lager zur „erschöpfenden Ausnutzung von Arbeitskraft“ geplant, hieß wie die kleine, unweit gelegene Gemeinde Natzweiler. Unter dem Namen Natzweiler-Struthof ging es auf grauvolle Art in die Geschichte ein. Die Arbeit im Steinbruch des Lagers brachte Tausenden den Tod.

Struthof: Dokument, Museum, Denkmal für eine der grausamsten Seiten der Geschichte. Sprichwort: „Der Mensch ist des Menschen Wolf“. Tatsache: Kein Tier zeigt soviel Lust am Töten, wie der Mensch empfinden kann. Konzentrationslager sind Beispiele.

Natzweiler-Struthof liegt rund zwei Stunden von Saarbrücken entfernt. Ein Wochenendausflug in die Betroffenheit, ins Unbegreifliche. Über Straßburg kommend, folgt man ab Molsheim dem Fließchen Breusch, *La Bruche*, das von Sales die Vogesenhänge herunterkommt. In Mutzig, wo die berühmte Brauerei längst dichtgemacht hat, ragen noch immer deutsche Geschützrohre in den Himmel. Die *Feste Kaiser Wilhelm* war eine der größten der Welt. Die Bahnlinie, auf der die Häftlingstransporte rollten, folgt der Breusch nach Schir-

meck, wo Lkw-Lärm das Stadtbild prägt, und die Menschen ihre Hunde hin und wieder auf den Arm nehmen, wegen der Abgase. Weiter nach Rothau, dem größten Ort im Tal der Breusch, Hauptstädtchen von *Ban de La Roche*, dem *Steintal*, das durch Johann Friedrich Oberlin, den Pastor und Sozialreformer im 19. Jahrhundert zum Schauplatz von Geschichte wurde.

Ein netter, kleiner Bahnhof. Ein Spielzeuggebäude. Hinter ihm beginnt eine der vielen Straßen des Leidens, die die Welt durchziehen. Führt zu einem Ort der Menschenverachtung, wie sie nur Menschen für Menschen aufbringen können.

„Zwischen 1941 und 1944 sind hier tausende von Deportierten aller Nationalitäten vorbeigekommen, alle mit dem Ziel Konzentrationslager Natzweiler-Struthof.“

Im Gegenlicht des Wartesaalfensters, eine Tafel erinnert an die Viehwagen mit den Häftlingen, an die Verladerampe, die SS-Männer mit ihren Hunden, die gebrüllten Kommandos.

Passants, souvenez-vous des martyrs pour la liberté. Gedenkt der Märtyrer für die Freiheit.

Die Generation der Opfer und Täter stirbt aus. Die Fakten sind bekannt. Die Frage nach Schuld und Sühne wird auf ewig zum deutschen Erbe gehören. Zu den weltweiten Mahnmalen der Unmenschlichkeit gehören heute die Konzentrationslager, die unsere Eltern und Großeltern angelegt haben. Sie sind gebaut worden. Sie sind da. Daran vorbeifahren geht nicht. Wenn überhaupt – dieser Schlußstrich kann nicht mit dem Lineal gezogen werden.

Hinter dem Bahnhof beginnt die *Rue de la Gare*, die Bahnhofstraße, die nach etwa 200 Metern die *Route Nationale 420* überquert und als *Rue des Déportés* entlang einer Reihe alter Häuser hinauf in die stillen Wälder der Vogesen führt. Haben sich damals Vorhänge bewegt? Läden? Rolläden? Als Züge ankamen und graue Gestalten den Berg hinaufgetrieben wurden? Wurde bemerkt? Weitergesagt? Gefragt, gesprochen – weggesehen?

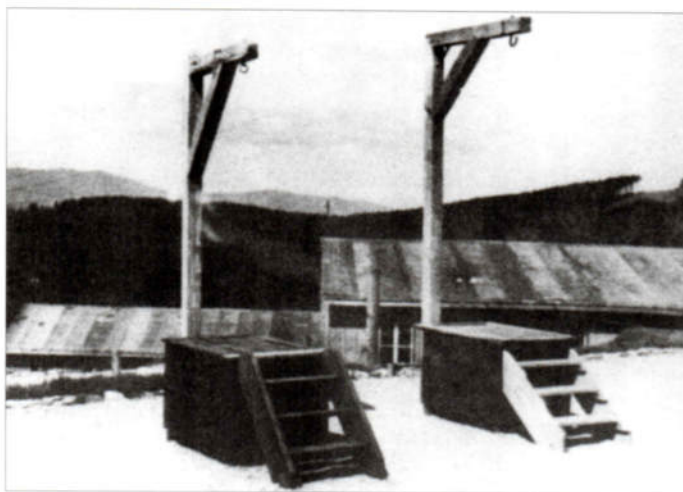
Hinter den letzten Häusern wird die *Rue des Déportés* zur romantischen Waldstraße.

„Es ist Sonntagnachmittag und das Asphaltband, das sich in glatten Kurven immer höher in die Berge windet, ist nicht so einsam, wie es mir recht wäre. Autos überholen mich, andere



oben: Die Lagerbaracken damals, aus: ESSOR, Le Camp de concentration du Struthof. Konzentrationslager Natzweiler. Témoignages, Schirmeck, L'Essor, collection documents, volume III, 1998, S. 116

rechts: Die Galgen damals, aus: Serge Klarsfeld (Hg.), The Struthof Album. Study of the gassing at Natzweiler-Struthof of 86 jews whose bodies were to constitute a collection of skeletons. A photographic document, New York 1985, o.S.



fahren zurück ins Tal nach Schirmeck und dieser Touristenverkehr verhindert die Sammlung, die ich mir erhofft habe, und läßt alles banal werden.“

Der slowenische Autor Boris Pahor hat seine Aufenthalte in deutschen Konzentrationslagern beschrieben. *Nekropolis* heißt sein Buch, das mit einem Besuch in Natzweiler-Struthof nach Befreiung und Krieg beginnt und endet.

„Ich merke, wie ein undeutlicher Widerstand in mir erwacht, Widerstand dagegen, daß dieser Ort in den Bergen, der ein Bestandteil unserer inneren Welt war, jetzt offen daliegt.“

Der Schnee nimmt zu, je höher man kommt. Im März bleibt der Frühling hier oben länger vor der Tür. In dünnen Fäden läuft erstes Schmelzwasser bergab und zwischen der Schraffur der Stämme tauchen dunkle, schneefreie Placken auf. Es ist still, der Lärm der Motorräder steht noch aus. Wie oft im Vorfrühling, ziehen Nebel die Hänge entlang.

Trolle und Feen könnte man vermuten, hat der Wald doch etwas von Märchen. Die geheimen Grausamkeiten, die sie sooft durchziehen, wurden hinter der letzten Kurve Wirklichkeit. Vier Jahre lang. Damals im Mai 1941, als die ersten Häftlinge vom Bahnhof Rothau heraufkamen.

„Ein großartiger Anblick, der Schnee bedeckt alles: die Baracken, die Wachttürme, die elektrisch geladenen Drähte der Einzäunung, und dieses ganze Weiß wird in der schwarzen Nacht von starken Scheinwerfern grell erleuchtet, die den hellen Mond blaß erscheinen lassen ...“

Wirklich – ein herrlicher Blick! Achthundert Meter hoch, ein weiter Blick über die Vogesenkämme. Links und rechts ruhige, starke Tannenstämme, Waldidylle. Ein Ort zum Wandern, zum Ordnen der Gedanken, zum Träumen vielleicht. Wäre da nicht dieses riesige Areal des Todes, das Lager, angelegt wie ein Stadion. Auf den Rängen Baracken und Häftlinge. Gefangene ohne Chancen.



oben:

Die rekonstruierten Lagerbaracken heute

unten:

Ein rekonstruierter Galgen heute

Fotos: © Georg Bense

„Ein großartiger Anblick, wenn man das ganze überblickt, aber welch tragischer Kontrast zwischen dieser Schönheit und der Atmosphäre des Wahnsinns, in der wir von nun an leben sollten und die so war, daß sich in einer Nacht drei von uns erhängten.“

Stufen über Stufen. Häftlinge vor Baracken. Aufgestellt in Reih und Glied. Ein SS-Mann photographiert. Schwarz/weiß, 6x6 Agfa-Rollfilm. Überlebende berichten:

„Unvergesslicher Anblick: die Podien für den Appell liegen übereinander, wie riesige Stufen eines Amphitheaters, die Häftlinge, die auf dem Podium über dem unseren aufgereiht sind, heben sich wie ein Schattenspiel in dieser Mondlandschaft ab.“

Häftlinge, Zeitzeugen. Am Eingang werden ihre Aussagen angeboten, verkauft. Kleine Hefte, Broschüren, Bücher. Dokumente aus einer Welt der Menschenverachtung. Aus einer Zeit, die immer noch andauert. Im Irak, in Afghanistan, im Sudan.

„Respectez ce lieu situé dans une zone de silence.“

Eine Zone der Stille soll sich um das Lager schlingen, über Baracken und Wachtürmen liegen. *„Respectez!“* An diesem Morgen lassen acht Busse die Motoren laufen. Die Waldränder sind in Abgase gehüllt. Schulkinder zielen mit Schneebällen. Schüler aus Deutschland und Frankreich. *„Herr Rathke, was heißt ei-*

gentlich SS?“ Lehrer absolvieren Programme, wecken wenig Interesse. „Das war dem Hitler sei Leibgarde.“ Handys klingeln unentwegt. „Respectez“ – von wegen. „Die Heizung geht über den Motor.“ In den Baracken der Häftlinge lag die Temperatur im Winter oft unter Null. „Das ist doch längst vorbei.“ Formen des Gedenkens, Besinnens und Respektierens sind mit der Zeit gegangen. Nur als Worte sind sie unverändert geblieben. „Respectez!“ Etwa 20.000 Menschen sind in Natzweiler-Struthof umgekommen. Zwangsarbeiter aus Polen und der Sowjetunion, Homosexuelle, Zeugen Jehovas, Widerstandskämpfer aus besetzten Gebieten in Westeuropa, die „Nacht- und Nebel-Häftlinge“ genannt wurden. Die Gefangenen mußten sich ihr Vernichtungslager selber anlegen. Ihre Gräber. Die Zufahrtsstraße vom Bahnhof im Tal, die 19 Geländestufen des Lagers, Baracken und Wachtürme, den Zaun.

„Man lebte und starb, man lebte und arbeitete, man ging vor Hunger ein, aber man verlor nie die Hoffnung.“

Gang durch ein Museum verlorener –, nicht verlorener Hoffnung. Schlammige Lagerstraßen. Links und rechts hochgeschaufelte Schneemassen. Zwischen den Baracken der Blick auf die Schneekämme der Vogesen. Vers

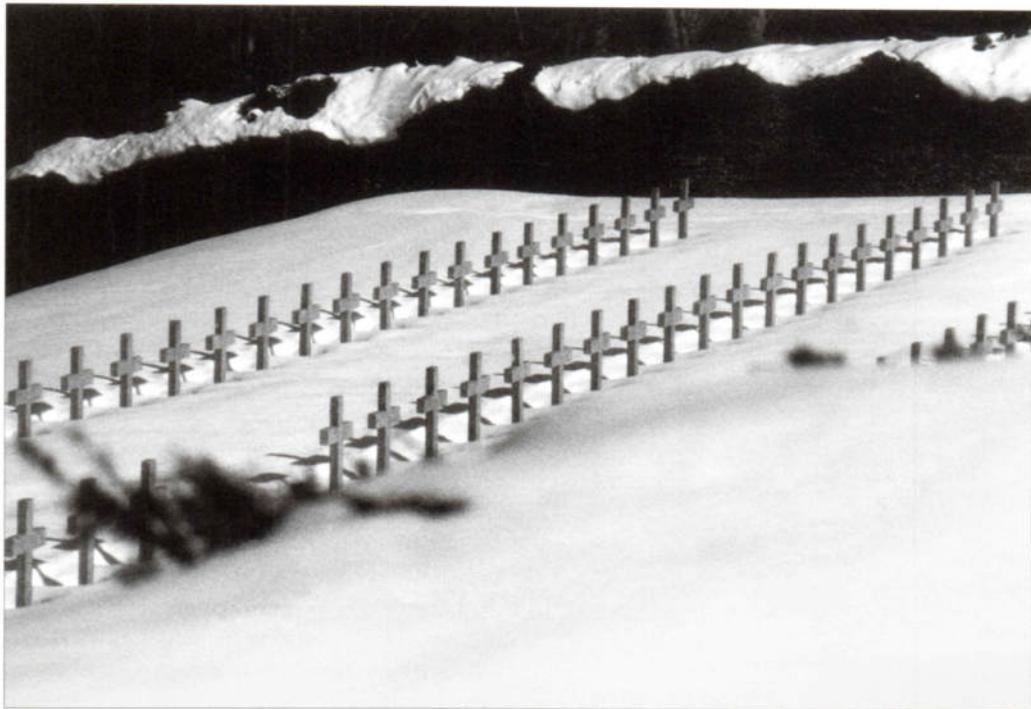
le Musée. Museum im Museum. Photos, Schriftstücke, Schilder und immer wieder Photos. Sterbende Menschen. Gehalten wie Tiere. Gezüchtigt und bestraft – für nichts. Rosa Winkel, grüne Winkel, schwarze Winkel, gelbe Winkel, – Rangabzeichen des Todes. Im Barackenmuseum kann man alles nachvollziehen, das Leben im Vernichtungslager, wo Arbeit nicht frei machte, sondern den Tod brachte. Im Steinbruch. Beim Straßenbau. Bei medizinischen Versuchen. In der Gaskammer, weiter unten im Wald, neben dem Restaurant *Chez Dany*. Oberhalb wird ein neues Museum gebaut.

„Man könnte meinen, vor einem ländlichen Baderaum zu stehen.“

Boris Pahor hat die Gaskammer, später, Jahre später zum ersten Mal gesehen. Als Häftling im Lager nur von ihr gehört.

„Damals wußte ich nichts genaueres über diesen Baderaum, ich glaubte, er wäre irgendwo im Inneren des Lagers. Er war von einem Geheimnis umhüllt, das mich nicht beschäftigte, er gehörte zu den Bildern, gegen die ich mich instinktiv wehrte. Aus der Nachkriegsliteratur weiß ich jetzt, daß man Professor Hirt achtzig männliche und weibliche Körper geliefert hatte, welche Kramer, der Kommandant

Das Gräberfeld der Opfer, Foto: © Georg Bense



dieses Lagers aus Auschwitz bekommen und zwischen diesen weißen Fliesen mit Gas erstickt hatte. Professor Hirt hat sie konserviert und im anatomischen Institut in Straßburg aufbewahrt, um an ihnen die somatologischen Besonderheiten minderwertiger Menschen zu studieren.“

Gemordet wurde auch auf dem Appellplatz, mitten im Lager, wenn den Kommandanten die Lust am tödlichen Exempel überkam.

„Zwei Galgen sind auf dem oberen Podium errichtet, davor steht die ganze Belegschaft im Viereck, und so werden zwei Häftlinge erhängt; langsames Erhängen, nicht durch den Fall des Körpers herbeigeführt, sondern durch einfaches Erwürgen. Das Opfer braucht mindestens zwei Minuten, um zu sterben. Als dieses Schauspiel vorbei war, mußten wir mit Mützen ab in Fünferreihen zwischen den baumelnden Leichen hindurchgehen, rechts und links von uns der Generalstab der SS, wo Kramer, der Kommandant, thronte, seine ewige Zigarre in der Schnauze; mit den Augen Wahnsinniger genossen sie es und beobachteten die Nachwirkungen, die es auf uns ausübte. Aber wir zogen vorbei, automatisch, gleichgültig.“

Gleichgültig klingelt erneut ein Handy. Ein Junge schnippt seine Zigarette, tritt sie im Schnee aus. Stacheldraht, Wachtürme, restliche Baracken, alles ist gut in Schuß, gepflegt, geputzt, gestrichen. Konserviertes Verbrechen. Requisiten des Todes auf dem Appellplatz, in den Baracken, in der Gaskammer. Alles kann der Besucher betrachten, anfassen. Das Holz des Galgens, die Stangen des Prügelbocks, das Metall der Zelltüren hinter denen der Häftling weder sitzen, liegen, noch stehen konnte. Einzelhaft. Dunkelhaft. Der Raum für Genickschüsse. Die Gaskammer. Der Raum mit dem Verbrennungssofen.

„Von all diesen Menschen, die man ins Krematorium gebracht hatte, war nichts übrig als ein brenzliger Geruch im Lager und grauer Rauch, der unaufhörlich vom großen Kamin aufstieg und dann in das Tal hinabsank.“

Natzweiler-Struthof war ein kleines KZ. Kein Todesgigant wie Dachau, Auschwitz, Bergen-Belsen oder die anderen, auf deutschem oder polnischem Boden. Doch die ihm gestellten Aufgaben hat es gewissenhaft und nach Plan erfüllt. Menschen wurden vernichtet. Bis zum 31. August 1944. Da wurde das

Lager geschlossen. Evakuiert. Nach Dachau in Deutschland.

„Bei allen Handlungen empfand ich keinerlei Erregung; ich bin so erzogen worden.“

Kramer. KZ-Kommandant Natzweiler-Struthof. In Bergen-Belsen gefangengenommen. Von den Engländern hingerichtet.

„Ich bin jetzt draußen und stehe vor dem Mahnmal, das 45 Meter hoch über den langen, dichten Reihen weißer Kreuze aufragt.“

Schreibt Boris Pahor und ich, mit dem Vorteil der späten Geburt, lese weiter:

„Jeder einzelne Franzose, der in der deutschen Krematorienwelt zu Staub wurde, hat hier sein eigenes Kreuz. Nécropole nationale du Struthof. Das Mahnmal ist in der Tat würdevoll, ein Beweis der Liebe eines großen Volkes zu seinen Söhnen und Töchtern.“

Über der Spitze des Mahnmals sieht man den Buckel des Donon, den die Deutschen Hohe Donne nannten und als militärischen Beobachtungsposten ausbauten. Mit Ferngläsern konnten die Posten das KZ-Leben vor dem Panorama der Vogesen beobachten.

„Die Geschichte ist ein Erziehungswerk Gottes an der Menschheit“, verkündete Johann Friedrich Oberlin, Pfarrer aus Waldersbach, nahe den Höhen von Natzweiler-Struthof, immer wieder. Das war rund 150 Jahre bevor die Deutschen dort oben ein Konzentrationslager anlegten, und Gott zur Seite geschaut hat.

Staub der Vernichtung: „Der Künstler Ekkehard Götze will mit Erde aus Konzentrationslagern Gedenk-Fresken drucken – und plant mit dieser *Memorial Art* Geschäfte zu machen.“ (DER SPIEGEL, Nr. 14, 2005)

Quellenhinweise:

Die kursiv gesetzten Zitate, Aussagen von Zeitzeugen, wurden der Broschüre KZ-Lager Natzweiler-Struthof entnommen. Das Bändchen, zusammengestellt von dem Comité National pour l'érection et la conservation d'un Mémorial de la Déportation au Struthof, ist neben anderen Veröffentlichungen am Lagereingang käuflich zu erwerben.

Die Zitate von Boris Pahor wurden seinem Buch Nekropolis, erschienen 2001 im Berlin Verlag entnommen.

Europäisiert, rückgegliedert, wiedervereinigt?

Ansätze zu einer Bilanz der Jahre 1955-60 im Saarland

Von Marcus Hahn

Ganz egal, ob das Papier, das in den vergangenen 60 Jahren mit Gutachten, Stellungnahmen und Vorschlägen zur Reform des deutschen Föderalismus bedruckt wurde, tatsächlich ausreicht, um damit den Reichstag zu verhüllen: Kein Grundprinzip des deutschen Staatsaufbaus nach 1945 ist so umstritten wie seine Gliederung in Bundesländer. Es spielt auch keine Rolle, daß Politiker und Experten aller Couleur schon vor 1949 darüber gestritten haben, ob die später im Grundgesetz kodifizierte „landmannschaftliche Gliederung“ ein effizientes Instrument zur Lösung gesellschaftlicher Probleme darstellt – und daß diese Debatte somit älter ist als die Bundesrepublik: Das Argument, daß diese verfassungsrechtliche Struktur den Verhältnissen einer modernen, funktional gegliederten Gesellschaft nicht angemessen sei, ist geradezu ein *evergreen* der Föderalismus-Debatte.

Teile der politischen und historischen Forschung haben sich diese Argumente zu eigen gemacht. Spitze Polemik wurde und wird immer wieder und vor allem bei Jubiläen historischer Ereignisse aus der jüngsten Geschichte der Bundesländer laut, z.B. den 40. und 50. Jahrestagen ihrer Gründung. Die Bundesländer seien in Wirklichkeit künstliche Gebilde „ohne Ehrbegriff“ (Wolfram Köhler); ihre Historiographie ergehe sich in „törichte[n] Kontinuitätskonstruktionen“ (Arno Mohr); die Geschichte beschreite damit den für eine Wissenschaft inakzeptablen Weg der Identitätstümelei und langweile als willfähriger Vollstrecker durchsichtiger politischer Legitimationsinteressen ihr Publikum.

Schlechte Vorzeichen also für die kommenden Jahrestage im Saarland, besonders für den 1. Januar 2007, an dem sich die verfassungsrechtliche Integration des Saarlandes in die Bundesrepublik zum 50. Mal jährt. Für offizielle Akte staatspolitischer Geschichtsdeutung war dieser Tag ohnehin immer schon schlecht gelegen – nicht einmal schulfrei

konnte man zu seiner Feier anordnen. Und als im Juli 1959 mit der Einführung der D-Mark die Integration vervollkommen wurde, war vielen die Feierlaune ohnehin vergangen. All das sind Gründe – wenn auch keine guten – dafür, diese Daten mehr oder weniger zu übergehen. Ein weiterer, ernsterer, kommt hinzu: Zu den Merkwürdigkeiten saarländischen Geschichtsverständnisses zählt, daß die Zäsur jener Jahre schlechthin, nämlich das Referendum über das europäische Statut für das Saarland am 23. Oktober 1955, hauptsächlich als Schlußpunkt von Geschichte angesehen wird. Vor allem der peinliche Eklat internationaler Politik bei ihrem Versuch, für den alten deutsch-französischen Streit um die Saar eine moderne, europäische Lösung zu finden, wirkt bis heute nach.

Europäisierung?

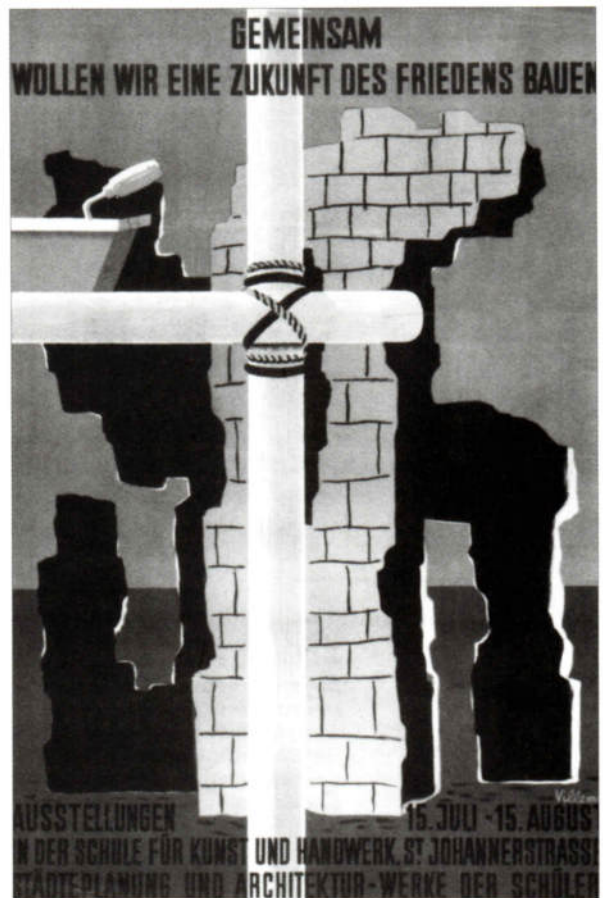
Aber war das wirklich der Schlußpunkt? Tatsächlich hatte Europa Ende der 1940er Jahre die Verantwortung für die Lösung der Saarfrage übernommen, nachdem das Thema auf den Nachkriegskonferenzen der alliierten Siegermächte für alle Seiten unbefriedigend behandelt worden war. Trotz aller Unkenrufe fiel der Streit um die Saar zwischen der Bundesrepublik und Frankreich dabei nicht in die Muster früherer Territorialkonflikte zurück. Gewisse Erfolge im Europarat und in der Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl gaben sogar Anlaß für Optimismus. Trotz aller Rückschläge und Verzögerungen gelang es den beiden Nachbarn letztlich, mit dem europäischen Statut für die Saar ein Konzept zu erarbeiten, das unter der Fahne Europas die mit dem Saar-Konflikt verbundenen, äußerst komplizierten innenpolitischen Probleme zu lösen schien. Als daraus nichts wurde, verfiel man – anders als von vielen gewissagt – nicht in Agonie, sondern fand in bilateralen Verhandlungen mit dem Saarvertrag eine neue Lösung, die dem demokratisch geäußerten Wunsch der Betroffenen Rechnung trug und gleichzeitig eine der ganz wichtigen Voraussetzungen für die Gründung der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft in den *Römischen Verträgen* des Jahres 1957 legte. Armin Heinen sprach aus dieser Perspektive unlängst von der Lösung der Saarfrage als dem „Vorzeigeprojekt des Westens“.

Wenigstens aber, so möchte man einwenden, stellte der 23. Oktober eine Schlußabrechnung mit einer saarländischen Politik dar, deren europäische Visionen anscheinend unvereinbar mit ihren konkreten Ergebnissen und ihren innenpolitischen Methoden waren. Am Rande sei konstatiert, daß die große Aufmerksamkeit, die die saarländische Geschichte in der Öffentlichkeit weckt, an sich bereits einer Erklärung durch Bundesland-Kritiker bedürfte. Auch heute noch weckt der 23. Oktober jedenfalls leidenschaftliche Emotionen bei „Ja-“ und „Nein-Sagern“ bzw. ihren Apologeten. Und auch heute noch fällt die öffentliche Debatte darüber – genau wie übrigens auch die wissenschaftliche – oft auf den Streit über längst obsolet gewordene Frontstellungen seiner Vorgeschichte zurück.

In der Sache erklärt sich die Debatte wohl zumindest zum Teil daraus, daß dem 1947 explizit aus Deutschland ausgegründeten Saarstaat diejenige politisch-moralische Entlastungsfunktion fehlte, die die anderen Länder durch ihr Anknüpfen an die „gute“, von den Verbrechen der NS-Diktatur unbelastete Tradition des deutschen Föderalismus für sich in Anspruch nehmen konnten. Ganz im Gegenteil reklamierten die Gründungsväter des Saarlandes, allen voran der erste Ministerpräsident Johannes Hoffmann, für sich, mit ihrem Vorhaben die historisch (und moralisch) richtige Lehre aus dem Nationalsozialismus mit seinem Krieg und seinen Verbrechen zu ziehen.

Die saarländische Autonomie jedoch, die sich im spannungsreichen Dreiecksverhältnis zwischen Saarbrücken, Paris und seiner Saarbrücker Vertretung mit der Zeit als politisches Konzept durchzusetzen begann, rief auch eine Reihe von Kritikern auf den Plan. In der Auseinandersetzung mit diesen Kritikern hatten die Protagonisten der Autonomie stets die „falsche“ Entscheidung vom 13. Januar 1935 im Auge. Das Saarland stellte insofern auch keine unbelastete Bühne für Konkurrenzkämpfe regionaler politischer Eliten dar, wie sie in anderen Ländern üblich waren und auch dort übrigens mit großer Härte ausgefochten wurden. Der anfangs im Saarland durchaus noch differenziert begonnene Streit um Konzepte spitzte sich so mit der Zeit zu jener politisch-moralischen Grundsatzfrage zu, deren Tonlage auch heute noch viele Diskussionen über den 23. Oktober bestimmt.

Eine Klärung dieser Frage durch das Refe-



aus: Von der Stunde Null zum Tag X, *Ausstellungskatalog*, Historisches Museum Saarbrücken, S. 291

rendum war nicht zu erwarten – und trat auch nicht ein. Im Gegensatz zur Situation nach dem Massen-Exodus von 1935 blieben beide Seiten in nennenswertem Umfang in der saarländischen Politik und in der Öffentlichkeit vertreten. Allerdings fanden die einst verfeindeten Kräfte ab 1956 sehr schnell akzeptable Formen der politischen Kooperation, spätestens zwei Jahre danach sogar der Integration. Die Vertreter einer extremen Linie wie z.B. die DPS Heinrich Schneiders, die sich dieser Kooperation verweigerten, sahen sich isoliert und bald darauf sogar marginalisiert. Deutlich wurde dies bei der Beratung des Eingliederungsgesetzes, das die rechtliche Grundlage für die juristische Integration der Saar in die Bundesrepublik legte. Die früheren „Ja-Sager“, allen voran die CVP, hatten sich schon Anfang des Jahres 1956 grundsätzlich zum Ziel einer Vereinigung mit Westdeutschland bekannt. An den Beratungen zum Eingliederungsgesetz waren sie intensiv beteiligt und stimmten

dem am 13. Dezember 1956 auch zu. Ganz anders die DPS, deren Grundsatzkritik sie schon im parlamentarischen Prozeß isolierte und die, als sie dem Eingliederungsgesetz die Zustimmung verweigerte, vorübergehend ihre Regierungsfähigkeit einbüßte.

Rückgliederung?

Wie wenig insgesamt die alten Konzepte aus dem Abstimmungskampf nach dem 23. Oktober noch taugten, läßt sich auch an der Geschichte des Begriffs „Rückgliederung“ zeigen. Die prodeutschen Kräfte hatten diesen Begriff in ihrer Propaganda sowohl der „Europäisierung“ als auch der „Autonomie“ entgegengesetzt und damit ein vollständiges *roll back* zurück zu den Gründungsjahren 1945/47 gemeint. Sie artikulierten damit das Unbehagen der Saarländer in ihrem neuen Staat. Sie schufen damit die Illusion, die Entscheidung über die Staatsgründung von 1946/47 *ex post* ganz neu treffen zu können. Außerdem schien diese Formel einen Umweg um die mit diesem Staat aufs engste verknüpfte Aufarbeitung des 13. Januar 1935 zu gewähren. Unter dem Druck der Verhandlungen über die Integration in die Bundesrepublik im Jahr 1956 wurde aber deutlich, daß viele Vorzüge des Saarstaates – man sprach damals ohne Scheu von „Besitzständen“ – und erst recht die besondere historische Rolle des Saarlandes auch bewahrenswerte Güter darstellten. Jetzt noch eine „Rückgliederung“ zu fordern, war alles andere als opportun. Die dadurch ausgelöste Verunsicherung im Hinblick auf die eigenen, kurz zuvor noch leidenschaftlich vertretenen Positionen, erforderte neue, am Ausgleich der „unversöhnlichen“ Positionen orientierte Standpunkte. Das bedeutete nicht den Verzicht auf Auseinandersetzungen über die Vergangenheit; diese erstarrten aber zunehmend zu ritualisierten, „für die Galerie“ geführten Debatten.

Das Rezept individuellen politischen Erfolgs bestand von nun ab in der Formulierung allgemein konsensfähiger Positionen beim gleichzeitigen Verzicht auf die differenzierte, und dadurch potentiell trennende Aufarbeitung früherer Standpunkte. Auf „gutnachbarschaftliche Beziehungen nach Westen“ konnte beispielsweise ein solcher Standpunkt gründen, der „Frankophilie“ in die Programmatik

auch der Heimatbund-Parteien zu integrieren half, ohne dieses Reizwort aufgreifen zu müssen. Ministerpräsident Hubert Ney verstand sich auf derartiges überhaupt nicht; Franz Josef Röder entwickelte nach seiner Wahl zum Nachfolger des verstorbenen Egon Reinert diese Fähigkeit binnen kürzester Zeit zur Perfektion.

Dieses gekonnte Spiel mit der Sonderstellung des Saarlandes in der Bundesrepublik stellt sowohl bei der Repräsentation des Landes in der nationalen Politik als auch bei der Abgrenzung gegen innenpolitische Gegner bis heute ein wichtiges Element der politischen Kultur des Saarlandes dar (Dietmar Hüser). Insofern brachte der 23. Oktober gerade keine negative Schlußabrechnung, sondern eher den Auftakt zu einem zweiten Erfolgskapitel Johannes Hoffmanns. Der teilautonome Saarstaat hat die Wurzeln für eine aus Sicht des Jahres 1945 alles andere als selbstverständliche Demokratisierung und für die Entwicklung einer eigenständigen politischen Kultur gelegt, die die Auswirkungen der nicht immer glücklichen europäischen – und nationalen – Politik auf regionaler Ebene zu bewältigen half.

Ziemlich klar dürfte damit sein, daß der Rückfall in die Frontstellungen des Abstimmungskampfes in der heutigen öffentlichen – und erst recht in der wissenschaftlichen – Beschäftigung mit der saarländischen Geschichte wenig hilfreich oder weiterführend ist. Ohnehin gestalteten sich die ökonomischen Herausforderungen, vor die der 23. Oktober die saarländische Politik stellte, noch sehr viel schwieriger als die politischen. Vor allem der beginnende Zusammenbruch der einst so stolzen Kohleindustrie, der die Landespolitik bis heute beschäftigt, macht es so schwer, im 23. Oktober 1955 einen Gründungsmythos des jüngsten alten Bundeslandes zu finden.

Die „Rückgliederungs“-Propaganda hatte damit argumentiert, die „künstliche“ Trennung von Deutschland aufzuheben, den „natürlichen“ Zustand wiederherzustellen, und so auch die anstehenden ökonomischen Probleme lösen zu können. Ein entscheidender Fehler dieses Ansatzes lag schon in der falschen Analogie zu 1935: War das Saargebiet der 1930er Jahre nach der Volksabstimmung durch die NS-Diktatur und durch den von dieser alsbald begonnenen Krieg seiner regionalen Eigenverantwortung enthoben, brachte

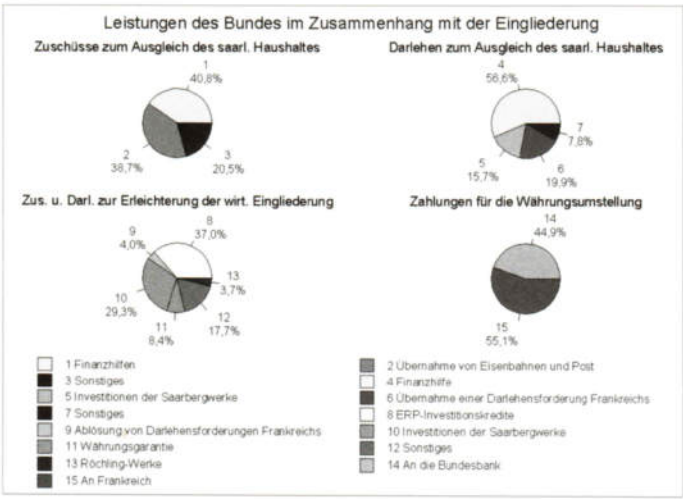
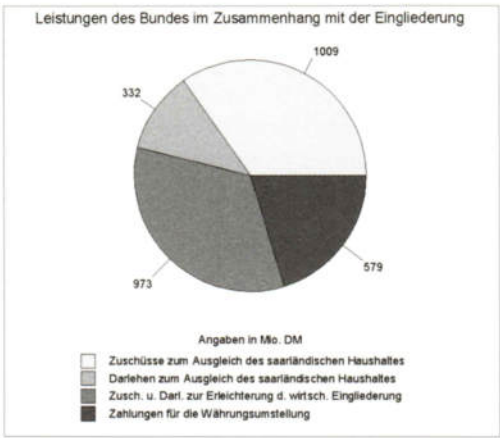
die Integration des Saarlandes in die Bundesrepublik genau das Gegenteil davon. Das Saarland ging nicht in einem zur Mutterfigur verkärbaren Reich auf, das alle Schwierigkeiten schon lösen würde (was in Wirklichkeit schon 1935 nicht geschehen war, sondern auch im ökonomischen Bereich viel schlimmere Probleme neu geschaffen hatte). Vielmehr war es weiterhin, wenn auch als integrierter, aber eben eigenständiger Teil des föderalen Weststaates zur Bewältigung seiner regionalen Probleme verpflichtet. Und diese Probleme kamen mit dem einsetzenden ökonomischen Strukturwandel in erstaunlich großem Ausmaß.

Wiedervereinigung?

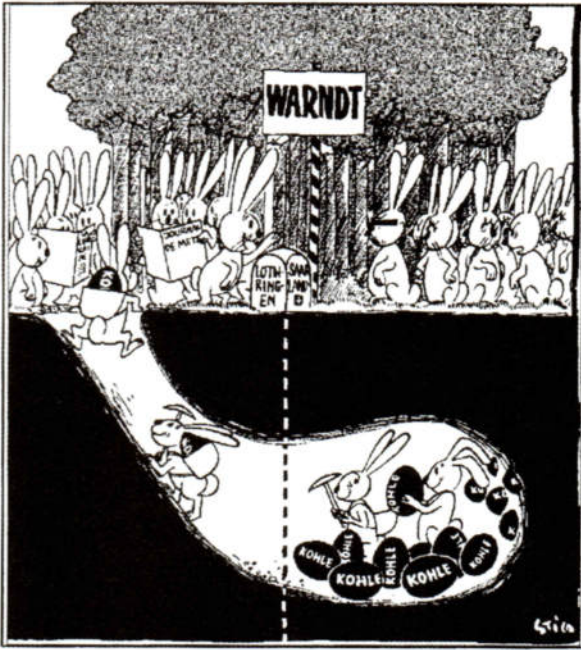
Über Lösungsansätze oder gar fertige Konzepte für die dadurch aufgeworfenen Fragen verfügte nach dem 23. Oktober 1955 niemand. Heute wissen wir, daß schon die wirtschaftliche Anbindung der Saar an Frankreich als gravierende ökonomische Fehlspekulation zu bezeichnen ist, die sich überwiegend aus den speziellen Bedingungen bürokratischer Entscheidungsfindung (Armin Heinen) nach 1945 erklärt. Die Aufgabe, innerhalb der saarländisch-französischen Währungs- und Zollunion mittelfristig tragfähige Konzepte für die Probleme der saarländischen Wirtschaftsregion zu entwickeln, erwies sich auch für die amtliche saarländische Politik als schwer lösbar. Bemerkenswert ist, daß selbst die schärfsten Kritiker dieser Politik sich bis weit in die 1950er Jahre hinein recht differenziert mit diesen Problemen auseinandersetzten. Sogar dem saarländisch-französischen Wirtschaftsvertrag vom Mai 1955 wurden noch breit ausgearbeitete Programme entgegengesetzt. Allerdings lag auch diesen Überlegungen jener Grundgedanke von dem an sich stabilen und ökonomisch wertvollen saarländischen Montankern zugrunde, der auch von den meisten bundesdeutschen Analysten geteilt wurde und der bereits die frühen französischen Planer in die Irre

geführt hatte. Daß die differenzierten Bewertungen in der öffentlichen Debatte gegenüber symbolträchtigen Nebenkriegsschauplätzen wie dem „Kohlenklau unter dem Warndt“ und der Benachteiligung der Saar bei den *Marshall-Plan*-Geldern in den Hintergrund traten, war daher nicht nur der Logik der politischen Auseinandersetzung über den teilautonomen Saarstaat geschuldet. Bei vielen setzte sich die Auffassung fest, daß die wirtschaftlichen Probleme der Saar überwiegend auf das eine Problem, nämlich die negativen Folgen französischer Politik, oder, nochmals verkürzt, auf französische Ausbeutung zurückzuführen seien.

Nun jedoch, kurz vor der spätestens Ende 1959 durchzuführenden wirtschaftlichen Integration in die Bundesrepublik, hatte man drei Probleme gleichzeitig zu bewältigen: Erstens stand man vor unbewältigten Schwierigkeiten, die noch aus älteren Phasen des regionalen Strukturwandels resultierten. Die einseitige



Grafiken: © Marcus Hahn



Lothringisch-saarländischer Zeitungskrieg um die Warndt-Kohle. „Ei ihr Litt ... sinn doch froh, daß mir eier Arwet schaffe!!!“ Aus: Armin Heinen, Saarjahre, Stuttgart 1996, S. 493

Ausrichtung der Saarwirtschaft auf den Montanbereich und ihre Konzentration in wenigen schwerindustriellen Zentren sind hier beispielsweise zu nennen. Spiegelbildlich dazu bereiteten die mangelhafte Infrastruktur im ländlichen Raum, das geringe Angebot an höherer Bildung dort oder die viel zu geringe Zahl an leichten Arbeitsplätzen – auch für Frauen – großes Kopfzerbrechen. Zweitens mußte die Saarwirtschaft sich nun nach Deutschland orientieren, während sie mühsam erkämpfte Absatzmärkte in Frankreich zu verlieren drohte. Das erforderte Investitionen in großem Umfang – zu groß jedenfalls, solange die Rentabilität der Unternehmen durch die weiterhin voll durchschlagenden Währungsschwankungen des Franc gefährdet war und solange kein Zugang zu den billigeren Investitions- und Ausrüstungsgütern aus der Bundesrepublik zu erlangen war. Drittens zeichnete sich eine dauerhafte *Baisse* der Steinkohle ab, die der mit weitem Abstand wichtigste Arbeitgeber im Saarland war. Auch hier war der Einsatz riesiger Summen nötig, die das überschuldete Land als neuer Miteigentümer des Saarbergbaus kaum aufzubringen in der Lage war.

Was sollte geschehen? Anfangs richteten sich alle Hoffnungen auf die sogenannte Übergangszeit, ein kompliziertes Regelwerk finanz- und wirtschaftspolitischer Vorschriften, das mit Finanzhilfen und Sonderregelungen für die Saar deren Integration in die Bundesrepublik zu bewerkstelligen helfen sollte. Diese Hoffnungen wurden weitgehend enttäuscht. Die zugesagten Finanzmittel (insgesamt ca. 2,9 Mrd. DM) wurden von Bonn größtenteils zur Ablösung französischer Ansprüche verwendet, flossen in Infrastrukturmaßnahmen wie z.B. den Bau von Autobahnen, die weder besonders kurzfristig noch besonders spezifische Hilfe brachten, und wurden zudem oft als Kredite gewährt, was die Verschuldung in schwindelerregende Höhen trieb. Die Nachteile der saarländischen Unternehmen auf dem bundesdeutschen Markt blieben trotzdem bestehen.

Zweitens versuchte die Landespolitik, unter dem Schlagwort der „Wiedervereinigung“ die nationale Dimension der ökonomischen Probleme des Landes herauszustellen. Eine Zeitlang ging man noch recht vorsichtig damit um. Gerade bei den national argumentierenden Kritikern der saarländischen Autonomie war diese Bezeichnung ursprünglich für die Ostpolitik reserviert geblieben. Beispielsweise wurde der „Tag X“, also der Tag der Einführung der D-Mark im Saarland, in internen Dokumenten lange Zeit als „Tag Y“ geführt. Der Begriff „kleine Wiedervereinigung“ (Hans-Peter Schwarz) ist zwar dreißig Jahre jünger, trifft insofern aber die Denkweise weiter Teile der saarländischen Politik am Ende der 1950er Jahre recht gut.

Unter dieser Formel versuchte man, mit *ad hoc* formulierten Forderungskatalogen Sonderhilfen aus Bonn durchzusetzen. Mit einer quasi-diplomatischen Vorgehensweise führte man gegenüber der Bundesrepublik den politischen Stil weiter, den die Regierungen Johannes Hoffmanns gegenüber Frankreich gepflegt hatten – ohne allerdings auf den Rat und die Fürsprache eines Mittlers wie Gilbert Grandval zählen zu können, der die internen Abläufe auf nationaler Ebene sehr gut gekannt hatte und sich oft für die Sache „seiner“ Saarländer eingesetzt hatte. Das merkwürdige Scheitern des Saar-Pfalz-Kanals, oder, besser gesagt, der Verzicht der Saarländer, diese Forderung überhaupt mit Nachdruck in die Debatte einzubringen, legt beredtes Zeugnis da-

von ab. Außerdem ließ dieser Politik-Ansatz keinen Raum für eine grundlegende Reform der Landespolitik im Sinne einer modernen Regionalpolitik. Allerdings ist fraglich, ob dafür angesichts der Vielzahl der in der Übergangszeit zu lösenden administrativen und gesetzgeberischen Probleme überhaupt Zeit geblieben wäre.

Drittens und zuletzt schwenkte die Landespolitik kurz vor der Einführung der D-Mark von ihren strukturpolitischen Ansätzen zur Konjunkturpolitik um. „Eine wichtige Aufgabe sieht die Regierung darin, gerade in der ersten Zeit nach dem Tage der wirtschaftlichen Eingliederung in die Bundesrepublik durch entsprechende Planung und die Bereitstellung von Mitteln die Vollbeschäftigung der Bauwirtschaft zu sichern“, rief der Ministerpräsident dem Parlament Ende Februar 1959 zu – und erntete dafür großen Applaus. Das Hauptaugenmerk in der Schlußphase der Übergangszeit richtete sich mithin darauf, den Zusammenbruch der saarländischen Wirtschaft und insbesondere des Arbeitsmarktes zu verhindern und die „Wiedervereinigung“ möglichst unbeschadet zu überstehen. Alles weitere sollte sich dann nach den Landtagswahlen von 1960 finden.

Eingliederung

Was bleibt davon heute, knapp 50 Jahre später? Gegenüber der eingangs erwähnten Kritik an der Bundesland-Geschichte scheint es mir wichtig, daß das Saarland – genauso wie die anderen Bundesländer auch – selbstverständlich ein künstlich geschaffenes Gebilde darstellt, daß es aber unweigerlich zu gravierenden Fehldeutungen führt, seine Vorgeschichte als konstruierte Vergangenheit auszublenken. Schon im ökonomischen Bereich liegt der besonders interessante Aspekt darin, daß die Landespolitik neue und alte, bis weit in die Vorkriegszeit zurückreichende Problemstellungen zu bewältigen hatte. Gleiches gilt für die Auseinandersetzungen im politischen Bereich, für die die Aufarbeitung des 13. Januar 1935 mit seinen Folgen und der alte deutsch-französische Konflikt genauso wie die aktuelle Fragestellung des Referendums konstitutiv waren.

Das Saarland wurde 1955 nicht „europäisiert“, wurde danach aber auch nicht „rückge-

gliedert“. In den Jahren nach 1955 war im ökonomischen Bereich die Integration in einen völlig anders strukturierten Rechts- und Wirtschaftsraum gefordert, der zudem nur wenige politische Instrumente zur Lösung der speziellen Probleme einer hochindustrialisierten, aber strukturschwachen Wirtschaftsregion zur Verfügung stellte. Im politischen Bereich war die Kooperationsfähigkeit der früheren Kontrahenten auf regionaler Ebene herzustellen, so wie dies den beiden benachbarten Nationen Deutschland und Frankreich auf internationaler Ebene auch gelungen war. Mit Blick auf diese Aufgaben scheint der neutralere Begriff der „Eingliederung“ besser geeignet als seine zeitgenössischen Pendanten. Die dabei erzielten Teilerfolge rechtfertigen zwar keine institutionen gläubige Apologetik, deuten aber doch immerhin darauf hin, daß die Menschen an der Saar nach 1945 schrittweise einen nicht prinzipiell dysfunktionalen Ansatz zur gesellschaftlichen Verarbeitung von Problemen erarbeitet haben.

Nicht zu übersehen ist, daß die Aufarbeitung bestimmter Punkte, allen voran die des 13. Januar 1935, verschoben wurde. Die entscheidenden Impulse erhielt sie erst in der Mitte des folgenden Jahrzehnts, als die NS-Zeit in der deutschen Gesellschaft einer generellen Neubewertung unterzogen wurde. Ähnliches ist in der Wirtschaftspolitik zu beobachten: Nach einer Reihe von teilweise erfolgreichen, teilweise fehlgeschlagenen Ansätzen, kam es auch im Saarland zur Etablierung einer vollwertigen, modernen Regionalpolitik erst, als im Zuge der Reform des Föderalismus Ende der 1960er Jahre das regionalpolitische Instrumentarium der Bundesrepublik insgesamt neu ausgerichtet wurde. Das Resultat war ein neuer Abschnitt gesellschaftlicher Modernisierung, der, anders als von vielen vorhergesagt, keine nationale Homogenisierung brachte, sondern viel Raum für eigenständige Ansätze ließ. Auf Charakteristika wie z.B. die weiterhin wirksame Internationalität der Region, aber auch auf ihr besonderes – und daher nicht immer einfaches – Verhältnis zu den Nachbarn hinzuweisen, hat daher nichts mit „Identitätstümelei“ zu tun. Vielmehr wird daran deutlich, daß die Eingliederung des Saarlandes in die Bundesrepublik als ein – übrigens wechselseitiger – Lernprozeß zu verstehen ist, der zwischen 1956 und 1960 nicht vollendet werden konnte.

Europa und ein Statut für die Saar

Zur Volksabstimmung 1955

Von Hilde Hoherz

Die Saar fließt nach Europa nennt Werner Eckhardt im Jahr 1954 seine Schrift, die im Verlag der FRANKFURTER HEFTE erscheint. Gemeint ist ein Staat an der Saar, der seit seiner Gründung 1947 mit einer Europa-Idee verknüpft ist, die den nationalstaatlichen Rahmen sprengt. Diese überstaatliche Vision vom Start in ein Nachkriegseuropa ohne Nationalstaaten findet mit der Saar-Abstimmung 1955 ein jähes Ende. Zwei Drittel der Wahlberechtigten lehnen das *Europa-Statut* für die Saar ab und wollen weiterhin einen Nationalstaat – und zwar einen deutschen. In Folge dieses Referendums wird die Saar in das förderative System der Bundesrepublik eingegliedert und zum Bundesland im herkömmlichen nationalstaatlichen Rahmen.

1947. Zwei Jahre vor Gründung von BRD und DDR, wird das Gebiet an der Saar aus der französischen Besatzungszone und der Zuständigkeit des Alliierten Kontrollrates herausgelöst und mit wesentlichen Elementen eigener Staatlichkeit versehen. Die Präambel der Verfassung kennzeichnet das Provisorium und verweist auf ein künftiges „internationales Statut“: Eine endgültige Regelung ist an einen Friedensvertrag mit dem Rechtsnachfolger des Deutschen Reiches gebunden. Für die Zeit bis dahin nennt die Präambel die staatsrechtlichen Eckpfeiler: Die Saar wird politisch vom ehemaligen Deutschen Reich abgetrennt und wirtschaftlich an die französische Republik angeschlossen. Eine parlamentarische Demokratie regelt die inneren Angelegenheiten. Die Außenvertretung und die Landesverteidigung liegen bei Frankreich. Mit dieser Staatsgründung sind die französischen Annexionswünsche aus der unmittelbaren Nachkriegszeit vom Tisch, aber Frankreich erhält durch die Wirtschaftsunion u.a. den Zugriff auf die begehrte Saarkohle. Es bleiben ein starker wirtschaftlicher und zunächst auch politischer Einfluß Frankreichs und die Versuche der Saar-Regierung – z.B. durch die Konventionsverhandlungen 1950 – mehr Spielraum zu gewinnen. In ihrem Kampf um mehr Autonomie ist die Saar-Regierung nicht nur mit französischem Widerstand konfrontiert. Politiker der neugegründeten Bundesrepublik torpedieren die saarländische Unabhängigkeit, um den Status der Saar bis zu einem Friedensvertrag offenzuhalten.

1950. Das Saargebiet erhält einen Sitz im Europarat. Doch ein souveräner Staat ist die Saar ebensowenig wie die junge BRD. Deshalb werden beide 1950 nur als assoziierte Mitglieder aufgenommen. Im Vorgriff auf den Generalvertrag erhält die BRD aber schon 1951 die Vollmitgliedschaft. Für den Europarat wird die Saar zum Problem: Zum einen stellt sich die Frage nach den Grenzen ihrer internationalen Vertragsfähigkeit, da die Außenvertretung bei Frankreich liegt. Zum anderen handelt es sich bei der Saar-Frage um einen Kernkonflikt in den deutsch-französischen Beziehungen, und die deutsch-französischen Beziehungen wiederum sind der Dreh- und Angelpunkt für die europäische Einigung. Außerdem steht die Saar unter dem Vorwurf, ein Polizeistaat zu sein, in dem nur von der Regierung lizenzierte Parteien zugelassen sind, Presse- und Versammlungsfreiheit untergraben werden und politisch unliebsamen Personen das Aufenthaltsrecht entzogen wird. Eine trilaterale Lösung von Seiten der betroffenen Regierungen ist nicht zu erwarten. Die bilateralen Verhandlungen zwischen Frankreich und der BRD drehen sich im Kreis: Haupt-

streitpunkt ist der Staatscharakter der Saar. Bonn wirft Paris vor, einen Kleinstaat wie Luxemburg anzustreben. Paris wirft Bonn vor, auf ein elftes Bundesland für die BRD hinzuarbeiten. Deshalb setzt der Europarat Die „zukünftige Stellung der Saar“ auf die Tagesordnung, um als unparteiische intergouvernementale Instanz eine europäische Gesamtlösung in die Wege zu leiten.

1952. Der niederländische Europarat-Abgeordnete van der Goes van Naters legt einen Entwurf zur Europäisierung der Saar vor (Naters-Plan), der vom *Ausschuß für Allgemeine Angelegenheiten* bearbeitet wird. Heraus kommt 1953 ein Statut, das die Saar zum europäischen Territorium erklärt, sobald die geplante *Europäische Politische Gemeinschaft* (EPG) umgesetzt ist. Bis dahin sollen Fragen der Außenpolitik und der Landesverteidigung einem vom Europarat ernannten *Europäischen Kommissar* übertragen werden. Wegen des Friedensvertragsvorbehalts der Potsdamer Konferenz sollen sich die drei Westmächte verpflichten, bei einer künftigen Friedenskonferenz die Beibehaltung des *Europastatuts* für die Saar zu unterstützen. Wirtschaftlich soll die Saar nach beiden Seiten offen sein, sowohl zum französischen als auch zum bundesdeutschen Markt. Das umstrittene saarländische Parteizulassungsgesetz und die Kontrollen von öffentlichen Versammlungen und Zeitungen sollen schrittweise abgebaut werden. Dieser Entwurf ist schon hinfällig, ehe der Europarat darüber abstimmen kann. Die EPG als zentraler Bestandteil des Statuts ist an die *Europäische Verteidigungsgemeinschaft* (EVG) gekoppelt. Aber die Ratifizierung der EVG-Verträge scheitert 1954 in der französischen Nationalversammlung.

1954. Die bilaterale Variante kommt wieder ins Spiel. Im Rahmen der *Pariser Verträge* vom 23. Oktober 1954 unterschreiben Bundeskanzler Konrad Adenauer und der französische Ministerpräsident Pierre Mendès-France auch ein deutsch-französisches Abkommen über die Saar. Es ist zum Teil am Plan des Europarates orientiert und legt in 13 knappen Artikeln den künftigen internationalen Status der Saar fest. Auch hier liegt die Innenpolitik bei einer parlamentarischen Demokratie. Auch hier übernimmt ein europäischer Kommissar die Außenvertretung: Er wird vom Ministerrat der *Westeuropäischen Union* (WEU) ernannt und darf weder Saarländer noch Franzose noch Bundesbürger sein. Das Abkommen enthält außerdem Regelungen, wie die Saar in den europäischen Organisationen vertreten sein soll und sieht einen militärischen Beitrag zur europäischen Verteidigung vor. Auch hier ist der saarländische Markt nach beiden Seiten offen: Die Wirtschaftsbeziehungen zur BRD werden auf die gleiche Ebene gestellt, wie die zu Frankreich. Außerdem soll der Sitz der *Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl* (EGKS) nach Saarbrücken gelegt werden. Das Statut soll durch eine Volksabstimmung bestätigt werden und danach bis zum Friedensvertrag unabänderlich sein. Dieser Einigung geht ein jahrelanges Tauziehen zwischen der BRD und Frankreich voraus, das sich hauptsächlich um die politische Unabhängigkeit der Saar dreht. Für Frankreich ist die Eigenstaatlichkeit schon aus sicherheitspolitischen Erwägungen eine unabdingbare Voraussetzung: Auf keinen Fall soll eine potentielle Waffenkammer wie die Saar mit ihrer Eisen- und Stahlindustrie zu deutschem Territorium gehören – mit direkter Grenze zu Frankreich. Drei kriegerische Angriffe im Zeitraum von einer Generation begründen dieses Mißtrauen. Auch die Wirtschaftsunion steht schon wegen der engen Verbindung der Saarkohle mit der lothringischen Eisenerzförderung nicht zur Disposition.

Kampf um die Saar. Die Bundesregierung bekämpft diese politische Unabhängigkeit zunächst, um eine Politik der ‚vollendeten Tatsachen‘ zu verhindern, die die Saar endgültig vom Bundesgebiet trennen könnte. In ihrem Kampf gegen den ‚Separatismus‘ gelingt es ihr, sowohl den Beitritt des Saarlandes zur EGKS als siebten Mitgliedsstaat zu verhindern (1950) als auch die saarländische Unterzeichnung der vorläufigen europäischen Abkommen über soziale Sicherheit des Europarates

(1952). Sie protestiert gegen den Abschluß der Konventionen zwischen Frankreich und dem Saarland (1950) und versucht den Saarstaat zu diskreditieren, indem sie dem Europarat ein Memorandum zukommen läßt „betr. Verletzung der Menschenrechte und Grundfreiheiten im Saargebiet“ (1951). Erst mit dem *Saar-Abkommen* von 1954 gibt die Bundesregierung diesen Widerstand auf, denn für die Westintegration des deutschen Teilstaates braucht sie die Verständigung mit Frankreich. Im Bundestag stößt sie damit auf erbitterten Widerstand, insbesondere von seiten der sozialdemokratischen Opposition.

Dazwischen steht die Saar-Regierung, völkerrechtlich auf verlorenem Posten, mit wenig Spielraum angesichts der Interessenskonflikte der ‚Großen‘. Auch sie will dem provisorischen Staat eine internationale Richtung geben. Viele Mitglieder der politischen Führung und auch der Spitze der Verwaltung sind aus dem Exil zurückgekehrte Antifaschisten. Sie sind wie der katholische Ministerpräsident Johannes Hoffmann zutiefst davon überzeugt, daß nur ein vereintes Europa den nationalistischen Wahn bremsen und damit künftige Kriege verhindern könne. Den ersten Schritt dahin sehen sie in der Europäisierung gerade der Region, die nach dem Ersten Weltkrieg im nationalistischen Taumel eine unheilvolle Rolle gespielt hatte. Durch den Versailler Vertrag war sie für die Dauer von 15 Jahren unter das Mandat des Völkerbundes gestellt, was schon zur Zeit der Weimarer Republik für deutschnationalen Aufwind sorgte. Mit der Volksabstimmung von 1935 verhalf die Saarbevölkerung dann auch noch Nazi-Deutschland zu einem internationalen Triumph, indem gute 90 Prozent ‚Heim ins Reich‘ wollten und für die Eingliederung ins nationalsozialistische Deutschland votierten. Vor diesem Hintergrund rechnet die Saar-Regierung nicht damit, daß sich dieser nationalistische Schub schon 20 Jahre später wiederholen könnte. 1947 und 1952 mit Mehrheit gewählt, sieht sie sich in ihrem europäischen Kurs bestätigt. Um so größer ist die Fassungslosigkeit, als am 23. Oktober 1955 zwei Drittel der Wahlbeteiligten gegen das Europastatut für die Saar stimmen und sich erneut den ‚Heimat‘-Parolen der Deutschnationalen hingeben. Ein Stolperstein für die Regierung ist sicher die seit der Staatsgründung ausgeübte staatliche Repression gegen jede Art pro-deutscher und damit verfassungsfeindlicher Politik, insbesondere ihr Vorgehen gegen Parteien wie die rechtsbürgerliche Demokratische Partei Saar (DPS) unter dem Alt-Nazi Heinrich Schneider (1950) oder die Bergarbeitergewerkschaft Industrieverband Bergbau (1953). Durch das Verbot von Parteien und Gewerkschaften handelt sie sich den Vorwurf des ‚Polizeistaates‘ ein, der im Abstimmungskampf von den Pro-Deutschen mit Vehemenz hochgekocht wird.

1955. Drei Monate vor der Volksabstimmung im Oktober 1955 müssen alle Parteien wieder zugelassen werden und können sich am Abstimmungskampf beteiligen. Explosionsartig bricht eine öffentlich und privat ausgetragene politische Auseinandersetzung aus, die ‚Ja-Sager‘ und ‚Nein-Sager‘ in unversöhnliche Lager spaltet. Die Konfrontation reicht von unter die Gürtellinie zielenden persönlichen Schmähungen wie ‚Der Dicke muß weg‘ als Parole gegen Johannes Hoffmann über tätliche Auseinandersetzungen bis zu polizeilichen Knüppelinsätzen bei den Veranstaltungen. Während die Statut-Befürworter um Johannes Hoffmann die Vision von der ‚Saar als Keimzelle Europas‘ hochhalten, diffamieren die Deutschnationalen – allen voran der rhetorisch unschlagbare Demagoge Heinrich Schneider – den ‚Separatismus‘ als ‚Vaterlandsverrat‘, der die Saar unter dem ‚Deckmantel Europa‘ zur französischen Kolonie mache. Die geballte Emotionalität, mit der die Konfrontation vonstatten geht, läßt Zweifel aufkommen, inwieweit die Wahlbevölkerung über den Inhalt und die Tragweite des Statuts Bescheid weiß. Noch heute wird die Alternative als ‚für Frankreich oder für Deutschland‘ erinnert, obwohl nur die Frage *Europa-Statut ja oder nein* zur Abstimmung stand. Das überstaatliche Konzept, nach dem ‚die Saar nach Europa fließen‘ sollte, ist heute kein Begriff mehr.

Geschichte der saarländischen Gewerkschaftsbewegungen nach 1945

Von Wilfried Busemann

Im Umfeld des Jubiläums *50 Jahre Volksabstimmung 23.10.1955* können verschiedene saarländische Verbände, Vereine und Organisationen ebenfalls ihr „Goldenes“ feiern. So wird der *DGB Saar* am 18. Oktober 2005 fünfzig Jahre alt. Aus diesem Anlaß hat der Historiker Wilfried Busemann die *Kleine Geschichte der saarländischen Gewerkschaftsbewegungen seit 1945* geschrieben, die rechtzeitig in der zweiten Jahreshälfte 2005 veröffentlicht wird. Der folgende Text faßt die wichtigsten Ergebnisse dieser Studie zusammen.

Ohne Rechte im autoritären Wohlfahrtsstaat 1945 – 1955

Unmittelbar nach der Besetzung durch US-Truppen – im Osten tobt noch die Schlacht um Berlin – bemühen sich im April 1945 überlebende Gewerkschafter um den Wiederaufbau der zerstörten Industrieanlagen. Dafür braucht es auch demokratische Betriebsräte – und funktionierende demokratische Gewerkschaften. Eigentlich sind sich alle einig: nie wieder Richtungsgewerkschaften und der unselige Streit untereinander. So entsteht am 29. Oktober 1945 – also vor 60 Jahren – in Saarbrücken die *Einheitsgewerkschaft* (EG). In rascher Folge werden als Untergliederungen die einzelnen Industrieverbände (unter anderem *IV Bergbau* und *IV Metall*) gegründet und innerhalb eines Jahres unter den Bedingungen der Zusammenbruchsgesellschaft gut 100.000 Mitglieder geworben. Unter dem Vorwand, in der EG sei der Einfluß der Sozialisten und Kommunisten zu groß, vollziehen ältere christliche Gewerkschafter am 24. August 1947 den von langer Hand vorbereiteten Bruch: Mit der Gründung der *Gewerkschaft christlicher*

Saarbergleute spalten sie die Einheitsgewerkschaft. Der wahre Grund liegt in der Vergangenheit: Bis 1945 kollaborieren zu viele vorherige christliche Gewerkschaftsfunktionäre – nicht alle! – mit den Nazis; sie sind deshalb innerhalb der EG satzungsgemäß nicht wählbar. Die christlichen Funktionäre schweben demnach in der Gefahr, den Einfluß zu verlieren, den sie glauben beanspruchen zu dürfen.

Beide Gewerkschaftsrichtungen bekennen sich Ende 1947 zum autonomen Saar-Staat und zur saarländisch-französischen Wirtschaftsunion. Sie sind bereit zur Übernahme sozialpolitischer Verantwortung in den neuen Verhältnissen, sie erstreben die Selbstintegration in den demokratischen Sozialstaat, an dessen Auf- und Ausbau sie maßgeblich beteiligt sein wollen. In der Tat erreichen die sozialen Leistungen unter der Ägide des sozialdemokratischen Arbeitsministers Kirn ein deutlich über dem europäischen Standard liegendes Niveau. Zu denken ist an die Kriegspflerversorgung oder an die Familienzulage. Allerdings nimmt der sich entwickelnde Wohlfahrtsstaat stark autoritäre Züge an, weil in ihm die Gewerkschaften ihren emanzipatorischen Anspruch auf Selbst- und Mitbestimmung nicht verwirklichen können.

Bis 1955 gestalten sich die Gesetzgebung und mehr noch die politische Praxis aus gewerkschaftlicher Sicht völlig unbefriedigend, statt einer Einbindung in den Staat bewirken sie Distanz und Entfremdung. Gegenstände der Gewerkschaftskritik sind:

- Die Koalitionsfreiheit. Sie wird im Grunde aufgehoben mit der Zerschlagung des IV Bergbau Ende 1952 und der damit einhergehenden finanziellen Enthauptung der Einheitsgewerkschaft.
- Die Tarifautonomie. Sie wird in der Praxis von Fall zu Fall ausgesetzt, sei es von der Regierung, sei es von den zuständigen französischen Stellen.
- Das Arbeitskampfrecht. Das gibt es nur auf dem Papier, wie die massiven Polizeimaßnahmen gegen den Februar-Streik 1955 nachdrücklich und schmerzhaft unter Beweis stellen.
- Das Betriebsverfassungsrecht. Das Gesetz von 1954 kommt viel zu spät und enttäuscht alle darin gesetzten Erwartungen.
- Die Unternehmensmitbestimmung. Sie ist nicht vorhanden. Von den viel besseren Regelungen, die zu Anfang der 50er Jahre in der

Bundesrepublik eingeführt werden, können die Arbeitnehmer an der Saar nur träumen.

Die verschiedenen gegen sie gerichteten Maßnahmen erleben Arbeiter und Angestellte als einen Prozeß sich beschleunigender und radikalisierender Ausgrenzung, an der die Bereitschaft zur Integration schließlich bei den meisten Gewerkschaftsmitgliedern zerbricht. Sie zerbricht nicht zuletzt an der Tatsache, daß den Gewerkschaften immer stärker die Arbeitsgrundlage entzogen und damit ihre Existenzberechtigung grundsätzlich in Frage gestellt wird. Zunächst noch vereinzelt, treten nach der Zerschlagung der Bergarbeitergewerkschaft immer mehr Gewerkschaftsmitglieder den Weg in die Opposition an. Die Einzelgewerkschaften beider Richtungen spalten sich 1954/55 an der Frage, ob sie den autonomen Kurs der Regierung oder die – bis Juli 1955 verbotenen – prodeutschen Parteien SPD, CDU, DPS unterstützen sollen. Angesichts der westdeutschen Mitbestimmungsrechte fällt die Entscheidung leicht, die meisten entscheiden sich gegen die Regierung: *Der Dicke muß weg!*

Auf dem Höhepunkt des in schrillen Tönen sich überschlagenden Abstimmungskampfes wird am 18. Oktober 1955 der *DGB Saar* gegründet. Er kann – und soll – die Entscheidung des 23. Oktober 1955 nicht mehr beeinflussen. Seine zunächst wichtigste Aufgabe besteht in der möglichst schnellen Wiederherstellung der gewerkschaftlichen Einheit nach dem Referendum.

Mitbestimmung als Königsweg 1955 – 1966

Der Weg ist frei! Die Abstimmung vom 23. Oktober 1955 ermöglicht die Eingliederung des bisher autonomen Saarlandes in die Bundesrepublik. Am 1. Januar 1957 beginnt staatsrechtlich die Integration in das westdeutsche föderative System. Inzwischen wird die Phase, die bis 1965/70 anhält, als Übergangszeit bezeichnet. Der damit verbundene einmalige sozialpolitische Systemwechsel stellt die saarländischen Gewerkschaften vor außerordentliche Herausforderungen.

Von günstigen Startbedingungen in die Übergangszeit kann für die Gewerkschaften und generell für die saarländischen Arbeitnehmer keine Rede sein, mehrere negative Begleiterscheinungen belasten die soziale Realität.



- Die Einführung der D-Mark im Sommer 1959 führt zu massiven realen Einkommensverlusten: Bergarbeiter verlieren bis zu ein Drittel ihrer früheren Kaufkraft.
- 1958 signalisiert der Zerfall des Kohlepreises durch Import-Konkurrenz den Ausbruch der Kohlekrise und das im Saarland bald einsetzende Zechensterben, welches bis 1970/75 den Verlust von ca. 60 Prozent der Arbeitsplätze bewirkt.
- Bundespolitiker sehen sich nicht in der Lage, die besseren sozialen Leistungen des Saarlandes auf das Bundesgebiet zu übertragen oder dem Saarland einen sozialpolitischen Sonderstatus einzuräumen: Gleiches (Sozial-)Recht für alle! Der Verlust des sozialen Besitzstandes wird lebhaft beklagt.
- Innerhalb des Gewerkschaftsspektrums gelingt dem neugegründeten DGB Saar die Wiederherstellung der gewerkschaftlichen Einheit, zuvor im Abstimmungskampf gespaltene Organisationen finden den Weg zum DGB Saar. Aber im vorübergehenden Gefühl vermeintlicher Stärke beharren die *Christlichen Gewerkschaften* auf ihrem Sonderweg.

All diese Beeinträchtigungen irritieren und verunsichern nicht nur die arbeitende Bevölkerung. Dennoch wirken sie sich nicht so destabilisierend aus, daß das soziale und politische System generell in Frage gestellt wäre.

Neben der optimistischen Grundeinstellung des Wirtschaftswunders – *Wir sind wieder wer!* – wird der DGB Saar zu einem wichtigen Garant für die Wahrung des sozialen Friedens. Ausgangspunkt der DGB-Erfolgsgeschichte ist der einmalige sozialpolitische Systemwechsel wie er im nun möglichen Gebrauch der Kernelemente der Sozialverfassung sich dokumentiert. Koalitionsrecht und Tarifautonomie können nunmehr ohne staatliche Behinderungen genutzt werden; ebenso das Arbeitskampfrecht, dessen Anwendung behutsam erfolgt, aber auch konsequent wie im großen Bergarbeiterstreik von 1962 – wenn es denn unbedingt sein muß. In voller Würdigung ihres Stellenwertes respektieren – anders als vorher – alle Beteiligten, Gewerkschaften, staatliche Stellen und sogar die meisten Unternehmer diese Rechte und Möglichkeiten.

Anfangs in Teilen unterschätzt, loben die Gewerkschaftsfunktionäre die Anwendung der für sie neuen westdeutschen Mitbestimmungsrechte als Glanzstück der neuen Sozialverfassung; mit diesen Rechten und Chancen gleichsam als Vehikel erlangen der DGB Saar und seine Einzelgewerkschaften, allen voran *IG Bergbau* und *IG Metall*, eine zuvor nie dagewesene Anziehungskraft. Die insbesondere in der Montanmitbestimmung verankerten Instrumente des Betriebsrates, der Arbeitnehmervertretung im Aufsichtsrat und des Arbeitsdirektors ermöglichen die allmähliche Umwandlung der Arbeitswelt, ihre Humanisierung und Demokratisierung.

Entscheidend auf den Weg gebracht am Anfang der 1950er Jahre auch von ehemaligen christlichen Gewerkschaftern, sind diese Instrumente zugeschnitten auf den Typ der Einheitsgewerkschaft wie sie der DGB und seine Untergliederungen verkörpern. Durch ihre Einführung im Saarland geraten die christlichen Gewerkschaften langsam aufs Abstellgleis, sie verfügen nicht über genügend Anhang, um aus eigener Kraft Arbeitsdirektoren oder Mehrheiten auf der Arbeitnehmerseite im Aufsichtsrat oder im Betriebsrat zu stellen. Darüber hinaus tendieren die sozialpolitischen Stellungnahmen – vor allem von Papst Johannes XXIII. – zum Prinzip der Einheitsgewerkschaft; den christlichen Gewerkschaften wird ihre programmatisch-ideologische Grundlage entzogen. Am Ende sind die ‚Christen‘ so ausgeblutet, daß sie nicht einmal mehr einen drohenden Streik finanzieren können.

Ein christlicher Funktionär kommentiert um 1965: „Wir unterscheiden uns nicht mehr von Kolping-Vereinen oder Pfadfinder-Gruppen!“

Auf dem Höhepunkt des Erfolges des DGB und als Endpunkt einer langen sozialgeschichtlichen Epoche finden schließlich die letzten Überbleibsel der christlichen Gewerkschaftsbewegung im April 1966 den Weg unter das Dach des DGB Saar.

Erneut, wie schon 1946, bekunden die Gewerkschaften ihren Willen zur Selbstintegration in die veränderten Verhältnisse. Das größere Ausmaß an Emanzipation und sozialpolitischer Teilhabe erleichtert diesen Schritt und verstärkt das Gefühl, nicht mehr Staatsbürger zweiter Klasse zu sein. Durch die Annahme und sachgemäße Nutzung der Mitbestimmung, der vielfältigen Arbeits- und Sozialrechte vollziehen die DGB-Gewerkschaften und die in ihnen organisierten Mitglieder den Eintritt in die soziale Realität der Bundesrepublik.

Die Stahlkrise in den 70er und 80er Jahren

In den Jahren der Stahlkrise erwirbt sich die saarländische Gewerkschaftsbewegung große Verdienste um den Erhalt bzw. die Wiederherstellung des sozialen Friedens. Hervorgegangen aus der Übergangszeit nach 1955 als stabile, in sich gefestigte Interessenorganisation der Arbeitnehmer, entstehen dem DGB Saar Probleme aus seiner zu stark konsensorientierten Integration in die soziale Wirklichkeit Westdeutschlands. Trotzdem hinterläßt die Vertrauenskrise der spontanen Streiks 1969 und 1973 keine bleibenden Narben, zumal durch das hier sich manifestierende veränderte Lohnbewußtsein als Selbstbewußtsein die Krisenzeiten ab 1977 subjektiv vielleicht als schärfer empfunden werden. Nun rücken auch kritische Köpfe wieder näher heran an die Gewerkschaften, weil diese das Gegenmacht-Zentrum bilden zu den Rationalisierungs- und Gesundschumpfungs-Exzessen der Unternehmenseite. Nichtsdestoweniger zeigt der Verlauf der Stahlkrise, daß die zunehmend in die Defensive gedrängten Gewerkschaften ‚nur‘ noch Teilerfolge in Form von Sozialplänen erringen können. Das Fallbeispiel Heckel demonstriert nachdrücklich die rücksichtsloser werdende, sich verhärtende Haltung der Unternehmer gegenüber den

Belegschaften, die zunehmend lediglich als Kostenfaktor und „Schönheitsfehler“ in den Bilanzen wahrgenommen werden. Provoziert durch die Ablehnung sozialer Verantwortung der Arbeitgeber, dadurch in ihrer Existenz zutiefst bedroht, haben die Arbeitnehmer genügend Anlaß, wutentbrannt auf die Straße zu gehen. Trotzdem bleiben schwere Straßenschlachten und bürgerkriegsähnliche Zustände wie in Frankreich oder Belgien ebenso aus wie die reaktionären Klassenkampfrituale der englischen Bergarbeiter um Arthur Scargill.

Hierfür lassen sich gleich mehrere Erklärungen finden:

Einerseits ist die Mehrzahl der Gewerkschaftsmitglieder durch lange Organisationszugehörigkeit ausreichend geschult, diszipliniert – und selbstbewußt. Andererseits bewirken Arbeits- und Sozialrecht der Bundesrepublik eine eigene Disziplinierung. Die hohe Verrechtlichung zur Steuerung der Krisenerscheinungen wird vom DGB Saar in vollem Maß ausgeschöpft, z.B. in der Anwendung der im Betriebsverfassungsgesetz garantierten Rechte. Durch die Öffnung zu rele-

vanten Bündnispartnern wie Parteien und Kirchen gelingt dem DGB Saar zudem zeitweise der Ausbruch aus der Wagenburg. Die soziale Krise schlägt schließlich nicht allein durch Zutun der Gewerkschaften in eine politische Krise um, im gleichen Maße tragen politische Kreise dafür die Verantwortung. Die Lösung jener politischen Krise vollzieht sich am 5. März 1985 mit der Abwahl der alten Landesregierung.

Nach mehr als fünfzehn Jahren verlustreichen Kampfes bleibt unter dem Strich nicht viel übrig: Die Hütten in Völklingen, Neunkirchen und Burbach sind stillgelegt, mindestens 35.000 Arbeitsplätze in den Hütten und in ihrem Umfeld sind verlorengegangen, die Haushaltslage des Landes ist langfristig zerrüttet. An den Folgen der Stahlkrise wird die saarländische Bevölkerung noch lange zu tragen haben.

Die Folgen der Krise wären noch weitaus verheerender, wenn es dem DGB Saar, der IG Metall, der *Gewerkschaft Holz und Kunststoff* und anderen nicht gelungen wäre, Sozialpläne, Übergangsregelungen oder Vorruhestandsvereinbarungen für die saarländischen Arbeitnehmer auszuhandeln. Anders als manche marktradikalen Ideologen glauben machen wollen, erweisen sich die sozialen Absicherungen nicht als bequeme Hängematten für Faulenzer im Freizeitpark Saarland, aber sie helfen den Betroffenen, mit Anstand über die Runden zu kommen.

Im Windschatten der Stahlkrise zeichnen sich die Umriss neuer Verwerfungen auf dem saarländischen Arbeitsmarkt ab. Da aber dieser Umstrukturierungsprozeß, den das Schlagwort „Neue Medien / Neue Informations- und Kommunikationstechnologien“ versinnbildlicht, noch nicht abgeschlossen ist, scheint ein Fazit hierzu verfrüht.

Nach der Stahlkrise

Nur kurzfristig werden die Folgen der Stahlkrise überlagert von der Vereinigungseuphorie des Jahres 1990. Seit 1987 bestehende Kontakte zwischen dem DGB Saar und dem Bezirk Cottbus des *Freien Deutschen Gewerkschaftsbundes* der DDR dienen seit Januar und Februar 1990 als Ausgangspunkt für umfangreiche Unterstützungsleistungen beim Aufbau einer demokratischen Gewerkschafts-

Werksbesetzung 1982



bewegung in und um Cottbus. Hohe Aufwendungen an Personal- und Sachkosten sowie Finanzspenden beanspruchen bei kleineren saarländischen Einzelgewerkschaften wie der *Gewerkschaft Handel-Banken-Versicherungen* (HBV) weit mehr als 10 Prozent des Jahresetats. Insbesondere die wochen- und monatelange Abwesenheit der „Hauptamtlichen“ bewirkt sofort Defizite in der Mitgliederarbeit – zum Beispiel bei der Werbung neuer Mitglieder – und hat auch Mitgliederverluste zur Folge. Gleichwohl ist der „Aufbau Ost“ nicht der einzige und nicht der wichtigste Grund für die negative Mitgliederentwicklung im DGB Saar. Stagnieren in manchen Einzelgewerkschaften die Mitgliedszahlen schon seit Beginn der 1980er Jahre, so können spätestens seit 1993 die massiven Mitgliederverluste nicht mehr ignoriert werden. Ein Blick auf die rückläufige Entwicklung im Einzelnen verweist bereits auf die Ursachen: Während bei der *Gewerkschaft Öffentliche Dienste-Transport-Verkehr* (ÖTV) die Zahlen stagnieren, müssen die IG Metall und die IG Bergbau hohe Verluste hinnehmen wegen der dramatischen Betriebsschließungen, der Entlassungen, des Strukturwandels am Arbeitsmarkt. Allgemein heißt es auch an der Saar, daß die Mitglieder nicht unzufrieden sind mit ihren Gewerkschaften und deshalb austreten, sondern daß der Austritt mit dem Eintritt ins Rentenalter oder zu Beginn von Arbeitslosigkeit oder Teilzeitarbeit erfolgt. Besorgniserregend wirkt die geringe Zahl von Neueintritten. Dies gilt beispielhaft für Frauen in sogenannten geringfügigen Beschäftigungsverhältnissen, die sich nicht mehr mit ihrer Arbeit – dem „Job“ – identifizieren (können) und deshalb keine Notwendigkeit sehen für die Mitgliedschaft bei „ihrer“ Gewerkschaft.

Auf die Mitgliederkrise und die Umstrukturierungen am Arbeitsmarkt reagiert die deutsche Gewerkschaftsbewegung auf zwei Ebenen. Zunächst fallen die spektakulären Fusionen der Einzelgewerkschaften ins Auge – von den einst 17 Mitgliedsorganisationen der 1970er Jahre verbleiben dem DGB an der Saar noch acht. Die *IG Bergbau und Energie*, die *IG Chemie-Papier-Keramik* und die *Gewerkschaft Leder* schließen sich im Oktober 1997 zusammen zur *IG Bergbau-Chemie-Energie* (BCE); aus ÖTV, *Deutscher Angestellten-Gewerkschaft*, HBV sowie *Deutscher Postgewerkschaft* wird die *Vereinte Dienstleistungsgewerkschaft* (ver.di). Vor dem Hintergrund



Manfred Wagner, Vorsitzender des DGB-Saar 1972-1998 und Erster Präsident des IGR

der nachhaltigen Veränderungen bei der IG Metall und der neuen IG BCE sorgt die Entstehung der Vereinten Dienstleistungsgewerkschaft für eine Verschiebung der Einflußmöglichkeiten im DGB-Gefüge; diese Entwicklung ist noch nicht abgeschlossen. Außerhalb des DGB Saar wenig wahrgenommen, ist dessen Reorganisation vor allem bei der aktiven Mitgliederbasis heftig umstritten. Ausgehend von Einsparungsvorgaben des Bundesvorstandes zieht der DGB Saar seine internen Grenzen so oft neu, bis nur noch zwei DGB-Kreise im Saarland übrig bleiben. Die auf diesem Weg eingesparten Personalstellen, der allgemeine „Rückzug des DGB aus der Fläche“, sollen kompensiert werden durch die Stärkung des Ehrenamtes in den DGB-Ortsverbänden. Dazu bedarf es unter anderem einer angemessenen finanziellen Ausstattung, die indes hinter dem von der Basis gewünschten Ausmaß zurückbleibt.

Inhaltlich sehen der DGB Saar und seine Einzelgewerkschaften während der 90er Jahre ihre Hauptaufgabe in der Bekämpfung der anhaltenden Massenarbeitslosigkeit. Erinnert sei nur an die neuerliche Kohlekrise vom März 1997, das darauf reagierende Saar-Memorandum des DGB Saar und der betroffenen Einzelgewerkschaften zur Kohlesituation so-



Europäische Zusammenarbeit im Interregionalen Gewerkschaftsrat

wie den vom DGB Saar angestoßenen *Saarland-Sozialgipfel* am 6. September 1996, der in seinem Bemühen um ein breites gesellschaftliches Bündnis an die Erfahrungen der Stahlkriese anknüpft.

Unter dem Eindruck der skizzierten Entwicklungen entfaltet sich bei Teilen der Gewerkschaftsmitglieder spätestens zum Ende der 90er Jahre eine differenzierte Orientierungs- und Selbstverständnisdebatte, die ihrerseits Teil zahlreicher von den Einzelgewerkschaften bundesweit geführter „Zukunftsdebatten“ ist. Eine der Kernfragen aller dieser Gespräche und Diskussionen lautet: Sollen sich die Gewerkschaften weiter um die Organisation von Solidarität bemühen oder alle ihre Kraft einsetzen für ein umfangreiches, attraktives Dienstleistungsangebot an ihre Mitglieder (Beratungs- und Bildungsmöglichkeiten, Versicherungsschutz usw.)

– ganz im Sinne eines *ADAC-Pannendienstes*? Soll weiterhin der Grundwert Solidarität die Gewerkschaftsarbeit prägen? Sollte er, das fordern führende Gewerkschafts-Theoretiker, eine neue inhaltlich-programmatische Auslegung erhalten als „Engagement für die Verbesserung und Entfaltung von individuellen Lebenslagen innerhalb eines übergreifenden Interessenverbandes“?

Ein überragender Aspekt gewerkschaftlicher Anpassung

und Neuausrichtung an die Herausforderungen der Zukunft liegt nach allgemeiner Einschätzung in ihrer Europäisierung. Auf diesem Gebiet ist der DGB Saar bestens vorbereitet; man kann sogar behaupten, daß er hier im Spektrum des Bundes-DGB eine Vorreiterrolle einnimmt.

Die europäische Perspektive – der Interregionale Gewerkschaftsrat (IGR)

Bereits bestehende grenzübergreifende Kontakte aus der Zeit bis 1955 bzw. aus der Zeit der Entflechtung deutsch-französisch-saarländischer Wirtschaftsbeziehungen nach 1955 sowie saarländisch-lothringisch-luxemburgische Begegnungen im Rahmen der Montan-Union werden viele Jahre nicht systematisch genutzt, schon gar nicht ausgebaut. Es ist Manfred Wagner, der als neu gewählter DGB-Landesvorsitzender 1972 die Idee einer regelmäßigen interregionalen Zusammenarbeit als Forderung in die Diskussion bringt. Nach längerer, sorgfältiger Vorbereitung wird am 10. Juli 1976 in Saarbrücken der *Interregionale Gewerkschaftsrat Saarland-Lothringen-Luxemburg* (IGR) gegründet mit dem Ziel einer konstruktiven gewerkschaftlichen Koordination in Fragen der grenzübergreifenden Raumordnung, Entwicklungsplanung und gemeinsamer Strukturverbesserungen. Aus den Erfahrungen mit den unterschiedlichen Verhandlungsebenen der damaligen Europäischen Gemeinschaft, mit den nationalen Regierungen in Bonn, Paris und Luxemburg sowie mit den regionalen Entscheidungsträgern von Landesregierung und *Département Moselle*

Bildungszentrum der Arbeitskammer in Kirkel – Herzstück der gewerkschaftlichen Bildungsarbeit



(später *Région de l'Est*), lernen die Gewerkschaftsvertreter sehr schnell, daß es darüber hinaus um Belange der Energiepolitik geht – nämlich um die Förderung der heimischen Kohle –, außerdem um Arbeitsmarktpolitik, koordinierte Ausbildungspolitik und viele andere Bereiche.

Rasch nach der Gründung gelingt der Ausbau des IGR: Sei es der Aufbau der inneren Strukturen vom Präsidium, dessen erster Vorsitzender lange Jahre Manfred Wagner ist, oder die Durchführung interregionaler Konferenzen, die gleichsam zum grenzübergreifenden *Parlament der Arbeit* werden. Sei es die Gewinnung weiterer – insbesondere französischer – Gewerkschaftsorganisationen oder die spätere regionale Ausdehnung. Dennoch bleibt der IGR viele Jahre „nur“ der Zusammenschluß der Gewerkschaftsvorstände, also eine Organisation ohne reale Mitgliederbasis. Um dem entgegenzuwirken regen verschiedene Funktionäre, auf saarländischer Seite z.B. Manfred Wagner oder Walter Stephan, regelmäßige Kontakte an zwischen DGB-Ortskartellen (heute: Ortsverbände) und lokalen Gewerkschaftsgruppen in Lothringen. Zwar kommen diese nicht „flächendeckend“ zustande, aber die Zusammenarbeit zum Beispiel zwischen dem Ortskartell Sulzbach und der Gruppe der *Confédération Française Démocratique du Travail* (CFDT) in Sarreguemines zeitigt überaus interessante Ergebnisse von allgemeiner Bedeutung. Rosemarie Moog aus Sulzbach erklärt dazu: „Der Existenzkampf der Arbeitnehmer ist auf allen Seiten der Grenzen in etwa ähnlich, aber in der Art und Weise, wie er ausgetragen wird, gibt es zum Teil bedeutende Unterschiede.“ So amtiert der Chef eines französischen Unternehmens zugleich als Vorsitzender des Comités, welches man aus saarländischer Sicht als „Betriebsrat“ bezeichnen könnte. Gravierende Differenzen bestehen im gewerkschaftlichen Selbstverständnis, das zwischen Sozialpartnerschaft und klassenbewußter Kampforganisation pendeln kann.

Unter generell nicht leichten ökonomischen und gewerkschaftlichen Rahmenbedingungen erzielt der IGR einige bedeutende Erfolge. So unterzeichnen am 17. Januar 1994 die IG Metall Saar und fünf französische Gewerkschaftsbünde gemeinsam mit der Chef-Etage eine *Vereinbarung für einen deutsch-französischen Verbindungsausschuß der Arbeitnehmer-Vertretungen im Konzern USI-*



Bergarbeiteraktion 1997: letzter Arbeitskampf alter Art?

NOR/SACILOR. Von Manfred Wagner stammt dazu der Kommentar, dieser Ausschuß setze Maßstäbe, an denen sich die *Europäische Kommission* zu orientieren habe bei ihrer Arbeit für die geplanten Euro-Betriebsrat-Richtlinien.

Mit dem Ziel, der weiteren Aushöhlung (Stichwort: Privatisierung) der Öffentlichen Dienste – z.B. Müll- und Abwasser-Entsorgung, öffentlicher Personennahverkehr usw. – Einhalt zu gebieten, strebt ver.di neuerdings eine institutionalisierte engere Zusammenarbeit mit ihren lothringischen und luxemburgischen Schwesterorganisationen an.

In den kommenden Jahren werden sich die Voraussetzungen für die Arbeit des IGR in grundlegender Weise verändern. Auf die bevorstehende Verabschiedung der bei manchen Gewerkschaften der Saar-Lor-Lux-Region nicht unumstrittenen *Europäischen Verfassung* muß die Erarbeitung eines europäischen Sozialvertrages folgen, der den sozialen Dialog zwischen Gewerkschaften und Arbeitgebern entscheidend verbessert – und zwar vornehmlich auf dem Wege der Reform und Weiterentwicklung der europäischen Unternehmensmitbestimmung und Tarifautonomie.

Das Ziel bleibt Europa! Für die Gewerkschaften heißt das: die Ausgestaltung eines gerechten und belastbaren europäischen Sozialstaates, in dem der seit jeher anhaltende soziale Wandel die europäischen Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer als selbstbestimmte und gleichberechtigte Teilhaber integriert.

PFAU-Verlag

Postfach 102314

D 66023 Saarbrücken

Fon +49 681 4163394

Fax +49 681 4163395

e-mail: info@pfau-verlag.de



Frauke Eckhardt

UmRaumlchZeit

hrsg. von Stefan Fricke

48 S., zahlr. farb. Abb., br., mit CD

ISBN 3-89727-224-5, EUR 18,00

Aus dem Inhalt:

Horst Gerhard: Haberl CyberGloves für die Ohren

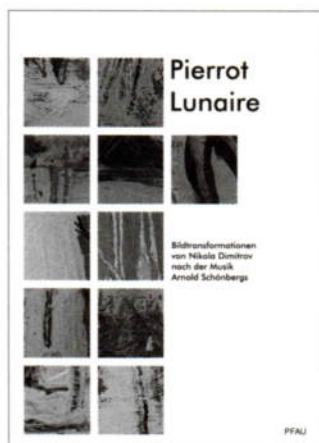
Christina Kubisch: «Ich höre was, was Du nicht siehst».

Zu den mobilen Klanginstrumenten von Frauke Eckhardt

Frauke Eckhardt: Klang als Material zur raumzeitlichen Wahrnehmung

Ernest W. Uthemann: Die Welt als Instrument

Thomas Millroth: Musikalische Frottage



Pierrot Lunaire

Bildtransformationen von

Nikola Dimitrov nach der Musik

Arnold Schönbergs

hrsg. von Stefan Fricke

72 S., zahlr. farb. Abb., kart., mit CD

ISBN 3-89727-226-1, EUR 19,80

Übersetzung ist mehr als die wörtliche Übertragung aus einer (Kunst)Sprache in die andere. Arnold Schönbergs kompositorischer Meilenstein «Pierrot Lunaire» (1912) ist mehr als eine Umsetzung von Sprachbildern in Tonsprache. Und doch ist es neben dem theatralischen Moment, das er der Textvorlage von Otto Erich Hartleben hinzufügt, gerade die mit spärlichen musikalischen Mitteln erreichte Klang(farben)-vielfalt, die die Stimmung der Gedichte in ein eigenes Licht rückt. Der Pianist und Maler Nikola Dimitrov legt mit seinem Bildzyklus nun eine Interpretation des Textes und der Musik vor, die wiederum der «wechselseitigen Erhellung der Künste» verpflichtet ist. Sie wird ergänzt von Beiträgen über seine Malerei, über Schönbergs Musik und einer Rezitation der Giraud/Hartlebenschens Gedichte durch Peter Lieck.

Das Gesundheitssystem im Wandel

Ursachen und Auswirkungen der Gesundheitsreformen

Von Manfred Haubrock

Managed-Care, Gatekeeper-Prinzip, Disease-Management – das sind die Stichwörter, die in keiner Diskussion um die Zukunft unseres Gesundheitswesens fehlen. In Heft 92 wurden einzelne Aspekte des Gesundheitswesens beleuchtet und die Systeme Deutschlands, Großbritanniens und Schwedens miteinander verglichen. Manfred Haubrock skizziert mit Blick auf die Forderungen aus Politik und Wirtschaft nach Senkung der Krankenversicherungsbeiträge Ansätze für ein strikt wettbewerbsorientiertes Gesundheitssystem, das seine Nähe zum US-amerikanischen Vorbild nicht verleugnet.

Vorbemerkung

Im Gesundheitssystem der Bundesrepublik werden die Fragen der Wirtschaftlichkeitssteigerung und der Qualitätsverbesserung intensiv diskutiert und durch das Gesundheitsreformgesetz aus dem Jahr 2000 sowie das *GKV-Modernisierungsgesetz* von 2003 (GMG) in Teilen gelöst. So haben die gesetzlichen Vorgaben¹ das Ziel der Effizienzsteigerung bei gleichzeitiger Qualitätssteigerung. Lösungswege, die im anglo-amerikanischen Gesundheitswesen seit Jahren eingeschlagen worden sind, werden hinsichtlich ihrer Übertragbarkeit auf die deutschen Verhältnisse evaluiert, indem sie der Gesetzgeber vorschreibt. In diesem Zusammenhang sind auch die Fragen zu sehen, die sich aus der Auseinandersetzung mit der integrierten Versorgung und den pauschalier-

ten Leistungsentgelten (DRG) ergeben: zum Beispiel wie das Pflegemanagement der Gesundheitseinrichtungen u.a. die Ziele Kundenzufriedenheit, Effizienz- und Qualitätssteigerung gleichrangig realisieren kann.

Neue Steuerungsmethoden, die auf die *Managed-Care*-Philosophie zurückgreifen, zeigen hierfür Lösungsansätze auf. Auf diesem Hintergrund sind auch die Überlegungen der Gesundheitseinrichtungen zu sehen, sektorübergreifende Versorgungsketten zu etablieren. Anlaß, derartige Ansätze zu verwirklichen, kann zum einen die Absicht sein, die Mitarbeiter für das Thema der Prozeßoptimierung im Sinne der Kosten- und der Qualitätsbeeinflussung zu sensibilisieren, andererseits aber auch die Hoffnung, mit der Verbesserung der Prozeßorganisation die notwendigen Rationalisierungsschritte einzuleiten, um Wettbewerbsvorteile gegenüber den Konkurrenten zu erlangen.

Mit der Einführung eines integrativen Versorgungssystems sollen die traditionellen sektoralen Versorgungsformen abgelöst werden, bei denen z.B. eine Trennung der Behandlung in einer Praxis und in einem Krankenhaus bzw. die Aufspaltung der pflegerischen Betreuung in einer stationären oder einer ambulanten Einrichtung erfolgt. Versicherte werden mit Hilfe von medizinischen und pflegerischen Experten so durch das Versorgungssystem geleitet, daß der angestrebte Behandlungserfolg erreicht wird. In diesem Zusammenhang kommen auf die Pflegenden und auf die Pflegeeinrichtungen Chancen und Risiken zu, die es lohnt, offensiv anzugehen.

Marktkonforme Steuerungsmechanismen auf dem Quasimarkt „Gesundheit“

Die Aktivitäten im Gesundheitssystem sind darauf ausgerichtet, eine bedarfsgerechte Versorgung der Bevölkerung durch ein entsprechendes Angebot an Gesundheitsgütern zu decken. Eine bedarfsgerechte Versorgung läßt sich wie folgt definieren:

- Leistungen basieren auf einem individuellen, auf einem professionellen/wissenschaftlichen und auf einem gesellschaftlich anerkannten Bedarf.
- Leistungen haben einen hinreichend gesicherten Nutzen.
- Leistungen werden fachgerecht erbracht.

Hieraus wird deutlich, daß das *Angebot* an Gesundheitsleistungen durch die *Bedürfnisse* der Versicherten und durch das *Geld*, das den Krankenkassen zur Verfügung steht, beeinflußt wird. Die Bedürfnisse und das Geld bestimmen die *Nachfrage*. Außerdem müssen die angebotenen Güter bei den Patienten z.B. eine Verbesserung ihres augenblicklichen Gesundheitszustandes bewirken, d.h., die Gesundheitsleistungen müssen einen *Nutzen* stiften. Hinzu kommt noch, daß die Leistungen in der geforderten fachlichen *Qualität* zu erbringen sind.

Entsprechend dem marktwirtschaftlichen Konzept erfolgt die Steuerung von Angebot und Nachfrage über den Preis. Eine Analyse der Steuerung von Angebot und Nachfrage im Gesundheitssystem zeigt jedoch, daß der Preismechanismus in der Beziehung zwischen dem Versicherten und dem Anbieter von Gesundheitsgütern ausgeschaltet ist. Der Gesundheitssektor ist hierbei bewußt unter der Annahme aus der Wettbewerbssteuerung herausgenommen worden, daß das Angebot des Gutes bzw. die Nachfrage nach dem Gut Gesundheit über den Preis nur suboptimal erfolgt. Die Gesundheitsversorgung zählt zur sog. *hoheitlichen Versorgung*, d.h. der Staat hat die Funktion übernommen, das Angebot der Gesundheitsleistungen zu regeln.

Im Gesundheitsbereich der Bundesrepublik lassen sich derzeit neben der staatlichen Planung, auf die an dieser Stelle nicht eingegangen wird, die zwei folgenden Steuerungsfaktoren unterscheiden, die auf einer berufsgruppenübergreifenden Zusammenarbeit beruhen.

Kollektivverträge – oder die Verhaltensabstimmung zwischen Interessenverbänden und dem Staat

Die erste wichtige Größe im Zusammenspiel der Interessengruppen ist die Gruppenverhandlung, deren Ziel der Abschluß von Verträgen zwischen Selbstverwaltungsorganen ist. Die Vertragsinhalte unterliegen hierbei keiner direkten staatlichen Beeinflussung; dem Staat obliegt lediglich die Rechtsaufsicht.

Die Gesundheitsreformgesetzgebungen seit Ende der 1980er Jahre lassen auf Landes- und Bundesebene den Trend erkennen, wichtige Entscheidungen nicht mehr durch Gesetze

und Verordnungen zu treffen, sondern diese den Selbstverwaltungsorganen der mittleren oder höchsten Verbandsebene zu übertragen. Diese Entwicklung kann als staatliche Deregulierung bzw. Stärkung der Selbstverwaltung umschrieben werden. Für die Realisierung dieser Aufgaben der Landes- bzw. Bundesverbände müssen Kompetenzen beispielsweise von der Versicherten-, Arzt- bzw. Krankenhausebene durch Wahlen auf die Verbandsebene (z.B. auf die Landesebene der Krankenkassen, der Kassenärztlichen Vereinigungen oder der Krankenhausgesellschaften) übertragen werden. Die Verbandsebene verhandelt anschließend im Auftrag der Mitglieder und schließt für sie mit bindender Wirkung Verträge (sog. Kollektivverträge) ab.²

In Anlehnung an die im Stabilitäts- und Wachstumsgesetz von 1967 festgelegte Konzeption der Konzentrierten Aktion für die Gesamtwirtschaft (Globalsteuerung) ist 1977 im Rahmen des *Krankenversicherungs-Kostendämpfungsgesetzes* die Konzentrierte Aktion im Gesundheitswesen ins Leben gerufen worden. Dieses Modell der gesetzlich fixierten Zusammenarbeit ist Ende 2003 ausgelaufen und durch eine „informelle“ Gesprächsrunde abgelöst worden. Ausgangspunkt dieser Vorgehensweise ist die Vorstellung, im Rahmen eines Runden-Tisch-Gesprächs wesentliche Berufsgruppen des Gesundheitswesens auf eine vom Staat mit beeinflusste gesundheits- und finanzpolitische Richtung festzulegen. Damit soll eine Verhaltensabstimmung der relevanten Interessengruppen erreicht werden, um u.a. die Schere zwischen der Einnahmen- und Ausgabenentwicklung der gesetzlichen Krankenkassen zu schließen.

Interdependenzen zwischen Wirtschafts- und Gesundheitssystem

Seit den siebziger Jahren ist der Begriff der sog. *Kostenexplosion* im Gesundheitswesen im Gespräch. Dahinter versteckt sich eine Entwicklung, bei der die beitragspflichtigen Bruttoentgelte der bei den gesetzlichen Krankenkassen Versicherten (Grundlohnsumme) nicht so schnell gewachsen sind wie die Ausgaben der Krankenversicherungen. Folge dieser scherenförmigen Entwicklung der Bruttolöhne und der Ausgaben waren die permanenten Beitragssatzsteigerungen. Diese steigenden

Beiträge führten bei den privaten Haushalten zu einem Kaufkraftverlust, bei den Unternehmen erhöhten sie die Lohnnebenkosten.

Haushaltsprinzip der Krankenkassen

Einnahmen = Ausgaben

Grundlohnsumme x Beitragssatz

Mitte der siebziger Jahre setzten die finanziellen Entlastungsstrategien für das gesetzliche Krankenversicherungssystem ein. Als gesamtwirtschaftlicher Auslöser dieser Reformpolitik galt die potentielle Gefährdung der Wettbewerbsfähigkeit der deutschen Unternehmen auf den internationalen Märkten. In diesen Kontext gehört auch die Diskussion um die Absenkung bzw. Stabilisierung der Lohnnebenkosten. Ziel dieser Politik war und ist es somit, möglichst eine Reduktion der Arbeitgeberanteile u.a. für die Krankenversicherungen zu erreichen.

Strukturveränderungen als Antwort auf Steuerungsdefizite

Die zunehmende Interpretation der medizinischen und pflegerischen Behandlung als Dienstleistung hat diese Entwicklung unterstützt. Hinzu kommt, daß die Einführung des DRG-Systems den Prozeß beschleunigen wird, in dem die Bereiche der „Daseinsfürsorge“ durch den Markt organisiert werden. Für die Gesundheitseinrichtungen ergeben sich daraus in den nächsten Jahren die folgenden Problemfelder.

Problemfeld: Integration

Die mit der Einführung von Fallpauschalen verbundene umfassende Transparenz in den Krankenhäusern wird als Folge des Ökonomieprinzips und der steigenden Qualitätsanforderungen bei den Gesundheitseinrichtungen verstärkt Integrationsprozesse auslösen bzw. die Neigung zu Kooperationen und Fusionen verstärken.

Problemfeld: Investitionsbedarf

Bei den Gesundheitseinrichtungen sind mittelfristig bundesweit Investitionen in Milliardenhöhe erforderlich, um in dem als Folge der DRG-Einführung sich schnell entwickelnden Leistungs- und Qualitätswettbewerb bestehen zu können. Die notwendigen Geldmittel werden nur in einem geringen Umfang durch Steuern finanziert, da die öffentlichen Hände weder Willens noch in der Lage sind, diese aufzubringen. Durch das wettbewerbsorientierte Denken in sektorübergreifenden Prozessen wird es zwangsläufig zu einer schnellen Ablösung der bisherigen Investitionsfinanzierung kommen. Diese politisch ausgelöste drastische Veränderung wird ohne privates Kapital nicht zu meistern sein. Folglich ist die Zukunft vieler Häuser durch fehlende Investitionen gefährdet.

Zur Bewältigung der genannten Probleme führt der Sachverständigenrat für die gesamtwirtschaftliche Entwicklung in seinem Jahresgutachten 2000/2001 u.a. den folgenden Lösungsansatz an:

Lösungsansätze des Sachverständigenrates: Instrumente einer wettbewerbsorientierten Weiterentwicklung des Systems

- Begrenzung des Leistungskataloges
- Einsatz von evidenzbasierten Behandlungsleitlinien
- Steuerfinanzierung sog. versicherungsfremder Leistungen
- Finanzierung über pauschale Entgelte
- Ausbau der integrierten Versorgung
- Weiterentwicklung des Risikostrukturausgleiches
- Abschaffung der Exit-Option
- Erweiterung der Finanzierungsgrundlagen der GKV
- Erhöhung der Europatauglichkeit

Integrierte Versorgung – Lösung der Defizite?

Wie die Abbildung zeigt, wird seitens der Wirtschaftsexperten auch der Ausbau der integrierten Versorgung als ein Weg vorgeschlagen, um die Probleme des Gesundheitssystems zu lösen. Die integrierte Versorgung basiert auf dem in den USA eingeführten Ansatz des *Managed-Care* mit seinen medizinischen Elementen *Case-Management*, *Disease-Management* und *Gatekeeper-Prinzip*.

Der Begriff *Managed-Care* läßt sich nicht durch eine allgemeingültige und umfassende

Definition festlegen. Ein Grund liegt darin, daß Managed-Care in sehr unterschiedlichen Organisations- und Finanzmodellen realisiert worden ist. Außerdem befindet sich Managed-Care seit knapp 20 Jahren in einem ständigen Anpassungs- und Perfektionierungsprozeß. Im Kern steht dabei die „Verbetrieblichung medizinischer Arbeit“: Hauptmerkmale sind eine zunehmende Standardisierung, eine höhere Arbeitsteilung sowie eine verstärkte Kontrolle und Steuerung durch das Management.

Voraussetzung eines Managed-Care-Systems ist ein wettbewerbsorientiertes Gesundheitswesen; Leistungserbringer sollten miteinander im Wettbewerb stehen. Eine weitere Voraussetzung ist ein ausreichend großes Netz von Versicherten und Leistungsanbietern (Ärzten, Krankenhäuser u.a.). Nur wenn eine *Managed-Care-Organisation* (MCO) über eine starke Wettbewerbsposition verfügt, können weitere Anbieter und Versicherte gewonnen werden, indem Serviceleistungen und Kostenvorteile werbewirksam genutzt werden. Um qualitativ hochwertige und effiziente Ergebnisse zu erzielen, muß eine Managed-Care-Organisation geeignete Leistungserbringer auswählen. Dabei muß sie z.B. überlegen, ob und wie sie Leistungen selektieren oder ob sie ihr Leistungsspektrum erweitern will. Zudem muß ein umfassendes, alle Leistungserbringer einschließendes Informationssystem aufgebaut und genutzt werden, damit eine optimale Verzahnung der Behandlungsschritte gewährleistet ist.

Das Ziel von Managed-Care ist es, die Versorgung durch ein Leistungsmanagement zu kontrollieren: Art, Qualitätsniveau, Häufigkeit und Finanzierung der Behandlung sind dabei von Interesse. Zudem besteht bei den Organisationen immer die Zielsetzung, auf dem Markt zu dominieren. So werden mit ausgewählten Leistungserbringern Verträge abgeschlossen, auf deren Leistungserstellung konkret Einfluß genommen wird. Managed-Care geht von der Annahme aus, daß ein unkoordiniertes System der Leistungserbringung zu einer ineffizienten und teuren Versorgung führt. Managed-Care setzt auf Innovationen, kostensparende Technologien und Leistungskontrolle. Der Schwerpunkt liegt im Leistungs-, nicht im Gesundheitsmanagement.

Ein vergleichbarer Begriff für Managed-Care ist in der deutschen Sprache nicht zu finden. Sinngemäß könnte es mit „geleitete Ver-

sorgung“ übersetzt werden. Einerseits sollen die Patienten zu ihrem passenden Leistungserbringer geleitet werden, und andererseits sollen Leistungserbringer dahin geführt bzw. motiviert werden, die vereinbarte Leistung in hoher Qualität zum vereinbarten Preis zu erbringen. Die Inanspruchnahme von Leistungen und die Leistungserbringung werden direkt oder indirekt durch finanzielle Anreize gesteuert. Organisations- und Finanzmodelle von Managed-Care versuchen durch strukturelle Änderungen des Versorgungssystems eine möglichst kostengünstige medizinische Versorgung auf hohem qualitativen Niveau zu realisieren. Die scharfe Trennung zwischen medizinischem Verantwortungsbereich und Finanzierungs- und Verwaltungsaufgaben wird aufgehoben zugunsten einer funktionsübergreifenden Steuerung mit den Zielen der Kostenreduzierung und der Qualitätssteigerung. Managed-Care steht folglich primär für Organisationsformen der Gesundheitsversorgung, in denen die Lenkung der Patientenströme durch die Versicherungsträger erfolgt. Damit dominiert nicht mehr der Arzt als Anbieter medizinischer Leistungen, sondern derjenige, der die Leistung finanziert.

Ökonomische Erwägungen haben folglich einen großen Einfluß auf die Entscheidungen einer MCO. Der Versicherte verzichtet auf das Recht uneingeschränkter freier Arztwahl zugunsten der Absicherung eines breiteren Leistungsspektrums oder günstiger Tarife. Die ausgewählten Leistungserbringer ihrerseits sichern jedoch uneingeschränkte Therapiefreiheit zu.

Im Zentrum aller Anstrengungen, die medizinische Versorgung nach wirtschaftlichen Kriterien zu steuern, steht die Kontrolle über die Arzt-Patienten-Beziehung. Um die primären Ziele von Managed-Care – Effizienzerhöhung und Qualitätsverbesserung – zu erreichen, werden u.a. Instrumente der sog. Feinsteuerung eingesetzt. Diese lassen sich wiederum in ein Qualitäts- und Kostenmanagement sowie in das medizinische Management unterteilen.

Nachfolgend wird der Fokus auf das medizinische Management gelegt: Zum medizinischen Management gehören das Case-Management, das Disease-Management und der Gatekeeper. Beim Case-Management werden systematisch risikoreiche Versicherte erfaßt, die einer individuellen, kostenintensiven und

aufwendigen Gesundheitsversorgung bedürfen. Zielgruppen sind i.d.R. die Patienten mit medizinisch komplexen Problemen. Entsprechend ihrer individuellen Gesundheitsbedürfnisse wird vom sog. *Case-Manager* der Versorgungsprozeß festgelegt und begleitet. Er koordiniert die Behandlung, leitet die Rehabilitationsmaßnahmen ein und sorgt für eine kontinuierliche Behandlung. Diese Funktion übernimmt ein sog. *Primärarzt* oder speziell ausgebildetes Personal einer MCO. Ziel des Case-Managements ist es, eine zweckmäßige und effiziente Versorgung zu gewährleisten. Durch die Auswertung von Patientendaten versuchen die Managed-Care-Organisationen Erkenntnisse über erfolgversprechende und wirtschaftlich günstige Behandlungsmethoden zu gewinnen. Von den Ergebnissen werden standardisierte Behandlungsabläufe abgeleitet, die den behandelnden Ärzten als „Musterlösung“ in Form sog. Leitlinien nahegelegt werden. Die genaue Untersuchung und Analyse von Krankheitsverläufen dient jedoch nicht nur der Koordination und der Standardisierung des Versorgungsprozesses, sondern auch der Information des Patienten über seine Erkrankung und seiner Schulung.

Neben dem Case-Management ist das Disease-Management eine Methode, um den Versorgungsprozeß möglichst optimal zu koordinieren. Bevölkerungsgruppen mit erhöhtem Krankheitsrisiko – primär chronisch Erkrankte – stehen im Mittelpunkt des Disease-Managements. Patienten mit derartigen Erkrankungen gehören zu dem relativ kleinen Teil der Versicherten, auf den ein Großteil der Gesundheitsausgaben entfällt. Ökonomisch ist es daher sinnvoll, zunächst bei dieser Bevölkerungsgruppe Rationalisierungsansätze zu realisieren. Für diese Krankheitsbilder werden standardisierte Behandlungen konzipiert, bei denen Behandlungsstrategie, Eingriffe, Kontroll- und Meßverfahren festgelegt sind. Das Disease-Management soll die Gesundheitsversorgung von Patienten über den gesamten Verlauf ihrer Erkrankung und deren Behandlung sowohl im ambulanten wie im stationären Sektor koordinieren und begleiten. Im Gegensatz zum Case-Management steht im Disease-Management nicht der kostenintensive Einzelfall im Vordergrund, sondern die von einer bestimmten Erkrankung betroffene Patientengruppe: Das Disease-Management konzentriert sich auf Prävention,

Früherkennungsdiagnostik, Schulung, Diagnose, Therapie und Nachsorge. Eine effiziente Versorgung soll erreicht und unnötige Behandlungsmethoden vermieden werden, um das Kosten-Nutzen-Verhältnis möglichst optimal zu gestalten. Der Erfolg einzelner Leistungen innerhalb des Versorgungsprozesses wird jedoch nicht nur an wirtschaftlichen Gesichtspunkten gemessen, sondern auch an der Patientenzufriedenheit, der Steigerung der Lebensqualität, der Linderung der Krankheitssymptome u.a. Für eine so umfassende Analyse ist es notwendig, daß genaue Kenntnisse über die Ursache einer Erkrankung, ihren Verlauf und ihre Merkmale sowie über die mit einer Behandlung verbundenen Kosten vorhanden sind.

Unter das *Medical-Management* fällt auch der sog. Gatekeeper oder Primärarzt. Dieses Instrument wurde als Reaktion auf den hohen Anteil praktizierender Spezialisten und die dadurch verursachten hohen Kosten eingeführt. Der Gatekeeper wird vertraglich an eine Managed-Care-Organisation gebunden. Er bildet die obligatorische erste Anlaufstelle für Patienten und führt allgemeinärztliche Diagnosen und Behandlungen durch. Er sichert die Kontinuität der Behandlung über das gesamte Spektrum der medizinischen Dienstleistungen: von der Prävention bis hin zur Rehabilitation. Er berät und schult seine Patienten. Der Gatekeeperfunktion liegt die Annahme zugrunde, daß durch ihn ca. 80 % aller erforderlichen medizinischen Dienstleistungen kontrolliert werden können. Ziel ist es, Überbehandlung zu vermeiden.

Ein Führer durch den Dschungel „Gesundheitswesen“

In den Managed-Care-Organisationen sucht der Versicherte für eine medizinische Behandlung zunächst den Gatekeeper auf, der die Versorgung des Patienten bis zur Grenze seiner fachlichen Kompetenz übernimmt. Dem Versicherten steht eine Liste von Primärärzten zur Verfügung, aus denen er auswählen kann. Für eine vorgegebene Zeit ist er an diesen Arzt für die primärärztliche Versorgung gebunden. Mit der Einschränkung der freien Arztwahl ist eine günstige Versicherungsprämie verbunden, die das Gatekeeper-Prinzip für den Versicherten und für seinen Arbeitgeber

ber attraktiv macht. Die Aufgaben des Gatekeepers liegen neben der direkten medizinischen Leistungserbringung auch in der Koordination aller notwendigen Behandlungsschritte, über die er jederzeit informiert ist. Der Behandlungsverlauf liegt somit in einer Hand, ist überschaubar und soll dadurch zu einer effizienten und qualitativ hochwertigen Gesundheitsversorgung führen. Eine Krankenhauseinweisung ist dem Gatekeeper i.d.R. verwehrt, sie ist dem weiterbehandelnden Facharzt vorbehalten. Eine weitere Behandlung kann der Versicherte nur per Überweisung durch den Gatekeeper erhalten. Gatekeeper werden durch finanzielle Anreize dazu veranlaßt, möglichst wenige Überweisungen zu Spezialisten vorzunehmen. Ein Teil ihres Honorars kann z.B. einbehalten werden und wird zum Jahresende nur dann ausgezahlt, wenn Vorgaben über die Anzahl der Überweisungen nicht überschritten wurden. Die medizinische Versorgung soll also auch nach Kostengesichtspunkten gewährt werden, indem Diagnostik, Spezialbehandlungen und Krankenhausaufenthalte optimiert werden.

Die Umsetzung des Managed-Care-Ansatzes erfolgte in Deutschland seit dem Jahr 2000 zunächst sehr zögerlich, was durch die für Leistungsanbieter und Kostenträger komplexen Finanzierungsregelungen zu erklären ist. Erst mit den 2004 in Kraft getretenen Neuregelungen veränderte sich deren Verhalten. Durch diese Regelungen wird sich ein neues Versorgungssystem parallel zu dem alten entwickeln. Diese experimentelle Versorgungs- und Finanzierungsform innerhalb der GKV hat das Ziel, die sektorale Versorgung abzulösen. Die Neuentwicklung bekommt ihre Impulse durch die freiwillig vertraglich zusammengeschlossenen Partner, die die herkömmliche Versorgung und Finanzierung verlassen, um eine aus ihrer Sicht bessere und effizienter abgestimmte Versorgung aufzubauen, bei der u.a. Haus- und Fachärzte, ärztliche und nichtärztliche Leistungserbringer, ambulanter und stationärer Bereich koordiniert zusammenwirken.

Nach den Vorschriften haben die einzelnen Kassen Vertragsfreiheit. Es ist ihnen freigestellt, ob sie einzeln, in Verbandsform oder in anderen Kombinationen Verträge abschließen. Dieser Schritt in eine wettbewerbswirtschaftliche Struktur des Gesundheitssystems wird zu einer Veränderung der Träger- und Versorgungslandschaft sowie der Wahlmöglichkeiten der Versicherten führen. In Folge dieser Regelungen wird letztendlich der Druck für kleine Krankenkassen zunehmen, mit anderen zu fusionieren, um als Vertragspartner interessant zu bleiben. Mit der Einführung der integrierten Versorgung durch die vertragliche Bindung zwischen den ambulanten und stationären Leistungsanbietern sowie den Krankenkassen ist ein weiterer Schritt in Richtung Managed-Care in Deutschland vollzogen worden.

Anmerkungen:

1 Enthalten in den §§ 12, 113, 135a ff und 140 ff Fünftes Sozialgesetzbuch (SGB V) sowie § 17 b Krankenhausgesetz (KHG).

2 Beispiele für derartige Verträge sind die Regelungen für die externe Qualitätssicherung im stationären Bereich sowie die Vorgaben über die Einführung eines pauschalierenden Entgeltsystems in den Krankenhäusern.

Wie die Würfel fallen

André Weckmann, *Wie die Würfel fallen*, Sammlung Bücherturm, Röhrig Universitätsverlag, St. Ingbert 2004, 448 S.

Es ist das immer neue, alte Lied, gesungen, gelesen, gehört und aufgeschrieben. Das Lied vom Elsaß und den Elsässern, das Lied von der elsässischen Identität. Einer, der diesem Lied, diesem Thema, Leben und Werk gewidmet hat, ist André Weckmann, Schriftsteller aus Straßburg, 1924 in Steinbourg im Elsaß geboren. Seine Heimat, seine Region hat er schon früh als Brückenmodelle für ein geeintes Europa begriffen. Als Vorbild für Zonen der Zwei- und Mehrsprachigkeit, die über Zeiten hinweg mehr und mehr zusammenwachsen. Konsequenzen, gezogen aus der Vergangenheit, in der Gegenwart genutzt für Perspektiven der Zukunft.

„Wir sind diejenigen / die das sein müssten / was nicht sein dürfte / um endlich zu sein.“

In diesem Sinn hat André Weckmann ein Leben lang über seine Heimat geschrieben. Er war und ist einer, der nicht die Blumenkasten-Idylle der Fachwerkhäuser beschreibt, den die Postkartenromantik der Burgen über dem Rebland nicht fasziniert, der die trunkene Gemütlichkeit der Winstuben nicht in den Himmel hebt. Weckmann ist ein Heimatdichter der besonderen, der schwierigen Art. Einer, der den Finger in alte und neue Wunden legt. Probleme und Eigenwilligkeiten seiner Heimat hat er sich stets zu eigen gemacht. Sein berühmtes Dialektgedicht *Aliénation* gehörte zu den harten verbalen Bandagen, mit denen die Gegner den Bau des Kernkraftwerks Wyhl in den siebziger Jahren bekämpften. Das dauerhafte publizistische Engagement für das Elsaß, für Sprache, Landschaft und kulturelle Identität, in Hochdeutsch wie in Mundart, machten ihn zur Kultfigur der alternativen Szene. Sein bekanntester Roman *Wie die Würfel fallen* erschien erstmals 1981. Rund 25 Jahre danach hat der Röhrig Universitätsverlag sich das Verdienst erworben, den Roman, verbunden mit einer Werkschau, erneut auf den Markt zu bringen. In der *Sammlung Bücherturm*, von Günter Scholdt und Hermann Gätje herausgegeben, erfährt der Liebhaber des

literarischen Elsaß eine ebenso notwendige wie auch erfreuliche, 450 Seiten lange Begegnung mit unserer Nachbarregion, gesehen, beschrieben, analysiert, problematisiert, gelobt und getadelt – aus dem Blickwinkel und mit den Worten eines Urgesteins elsässischer Literatur. Ein Blick auf den Inhalt weckt schon Neugier auf Autor und Thematik: *Wie die Würfel fallen – ‚Mini Sproch‘ oder Poet sein im Elsass – Der ‚Homo Alsaticus‘ und sein ‚Land dazwischen‘ – ‚S‘ist leider Krieg – Und ich begehre nicht schuld daran zu sein.* Ein Kapitel ist dem Prinzip Hoffnung gewidmet: *Europa konkret.* Also, nicht nur ein Roman, sondern ein kenntnisreich zusammengestelltes Sammelsurium von Texten, das alle, die das Elsaß interessiert, merken läßt, wie viel sie eigentlich nicht wissen. Wie wenig sie doch das innere Klima der Region zwischen Rhein und Vogesen wirklich kennen.

Das äußere Geschehen des Romans spielt sich in Ixheim ab. Ein durchschnittlicher, typischer, nicht allzu kleiner Ort. Hier lebt und arbeitet der Protagonist, der Ich-Erzähler des Romans. Er heißt Herbert Grahn und ist Lehrer in Ixheim, einem Dorf, das es nicht gibt. Ein André-Weckmann-Dorf:

„Das Dorf. Wo liegt es nun wieder? Mal zwischen den eisigen Zähnen des Niederwinds, mal in den feuchten Klauen des Westwinds, beide als Invasoren empfunden, Annektierer, Befreier, Zuchtmeister und Befruchter, mal geliebt, mal gehasst, immer geduldet und hingenommen als das Unabwendbare, das von Gott oder dem Teufel gewollte Schicksal.“

Um Schicksal und Schicksale geht es. Vordergrund um das des Lehrers Grahn, der sich bemüht, nach den bitteren Jahren deutscher Unterdrückung, zwischen 1940 und 1945, französisches Kulturbewußtsein in die Köpfe seiner Schüler zu hämmern. Er scheitert, erreicht zuviel des Guten, denn die gepredigte Frankophilie greift auch die Wurzeln, die Identität der Elsässer an, um die es Weckmann Seite um Seite, Wort für Wort, immer wieder geht. So zieht Grahn die für ihn einzig mögliche Konsequenz, wird zum Gegner seiner ehemals ausschließlich der blau-weiß-roten Dreifaltigkeit untergeordneten Ideenwelt, dreht den Spieß um und fordert von der fernen Regierung in Paris auch für das Elsaß die Freiheiten, die Frankreich seit 1789 als Banner vor sich herträgt.

„14. Juli. Quatorze Juillet auf französisch, Gardorschwije auf elsässisch. Blauweißroter Tag. Gestern Abend Fackelzug, anschließend

Ball. Beflaggung dürrtig. Sehr dürrtig. Früher war das anders, nach der Befreiung, da wehte die Trikolore Freude aus allen Fenstern. Mit den Jahren ist die Freiheit zu einer Banalität geworden. Was ist das, Freiheit? fragt der renitente Schiller. Eine Gummiwand, die zuerst nachgibt und dich dann in deine Ausgangsposition zurück schleudert.“

Zurückgeschleudert, Ausgangsposition, was heißt das für einen Schriftsteller? Ein Leben auf der Suche nach dem Ideal der Verständigung. Ständig im Kampf mit Erinnerungen, Gedankenketten der Vergangenheit, Bildern von Ereignissen. Wer sich erinnert, spricht, malt, schreibt. Weckmann baut Brücken auf seinen Erinnerungen an die Zeit unter dem Prägestock seines Lebens. Zum achtzigsten Geburtstag brachte das Herausgeber-Team Scholdt/Gätje vom an der Universität des Saarlandes angesiedelten Saar-Lor-Lux-Elsaß-Literaturarchiv den Roman mit Werkschau heraus.

„Zu Weckmanns Kompositionsverfahren gehören effektvolle Montagetechniken, die unterschiedliche Zeit-, Handlungs- und Realitätsebenen miteinander verknüpfen, zuweilen auch Sprachmischungen wie etwa in seinen lyrischen Triphonien. Die Romane bevorzugen eine Art epischer Polyphonie sich wechselseitig bedingender, ergänzender oder relativierender Perspektiven“, heißt es im Nachwort von Günter Scholdt.

Weckmanns Lust am Spiel mit der Sprache, am montieren von Worten und Sätzen, ist immer wieder spürbar und wundert nicht. Neben Romanen und Gedichten hat er Hörspiele und Drehbücher geschrieben. Fasziniert vom Denken in Gedankenfolgen, Szeneneindrücken und Geschehensabläufen, die er virtuos in Worte faßt, ineinander verschachtelt und miteinander verknüpft, ist Weckmann zu einem bedeutenden Sprachkomponisten geworden.

„Einen Schriftsteller wie André Weckmann halte ich in der heutigen Zeit für wichtig“, sagte Hermann Gätje anlässlich der Verleihung des Gustav-Regler-Preises der Stadt Merzig 1999 an Weckmann. *„Er ist Realist genug zu wissen, dass sich nicht alle Probleme dieser Welt lösen lassen werden. Aber er ist Moralist genug, Unrecht und Missstände zu erkennen und auf sie hinzuweisen. Und er ist Pragmatiker genug, immer wieder konkrete Vorschläge zu machen, wie sich die Situation verbessern könnte.“*

Gätjes Laudatio wird dem Leser als Supplement zur Werkschau geboten. Gustav Regler

und André Weckmann, zwei, die weit über den provinziellen Tellerrand ihrer regionalen Grenzen hinaussahen, überhaupt die Glaubwürdigkeit von Grenzen in Frage stellten und sich doch ihrer Bedeutung bewußt waren, ihrer Wirkung erlagen. André Weckmann schreibt:

„Und doch brauche ich die Grenze! Könnte ich irgendwo anders leben als an Grenzen! Ich brauche diese geschichtlichen Markierungen, auch wenn es politische Willkür war, die sie gezogen hat. Ich fühle mich anders, ungebundener, freier, wenn ich über diesen Streifen schreite.“

Dafür haben die Saarländer Sinn. Mal schnell rüber, über die Grenze, das gehört im südwestlichen Winkel der Republik zum Alltag, zum Leben. So ehrte man hier auch André Weckmann, den Grenzgänger von drüben, den von der anderen Seite.

„André Weckmann ist es immer wieder gelungen, Brücken zu schlagen, sprachlich, literarisch und bei der Vermittlung der Kulturen.“ Sagte der saarländische Kultusminister Jürgen Schreier bei der Vorstellung des Buches und würdigte Weckmanns Engagement für Europa und eine deutsch-französische Bilingua-Zone, die schon im 9. Jahrhundert durch Otfried von Weißenburg, einer der ersten deutschsprachigen Dichter, dessen Name uns überliefert ist, vorsichtig ins Gespräch gebracht wurde. Sein Lebenswerk *Evangelienbuch* gilt als Meilenstein in der Entwicklung der deutschen Sprache und Poesie und begründete die bedeutende Rolle des Elsaß in der deutschsprachigen Literatur.

„Da die Völker ihren Ruhm zu erhöhen stets sinnen, / In eigener Zunge zu schreiben beginnen, / Warum sollten die Franken allein entbehren / Gott auf fränkisch zu loben und zu ehren / Hat die Sprache so viele Formeln und Regeln auch nicht, / So sagt sie es alles doch schön und schlicht.“

So steht Weckmann in seinem achtzigsten Lebensjahr in einer Reihe bedeutender Literaten, die den Namen des Elsaß über Jahrhunderte in der deutschen Literatur verankert haben: Reimer von Hagenau, Gottfried von Straßburg, Sebastian Brant, Geiler von Kayzersberg, Johann Fischart bis hin zu Johann Michael Moscherosch, dem berühmten Amtmann von Finstingen (heute Fénétrange), der in der Zeit des Barock bekannte:

„Ich bin, was man will; hab mich in diesen elenden Zeiten müssen in allerley Leut Köpfe schicken.“

Wie gesagt – das Lied des Elsaß ist ein altes Lied. In verschiedenen Formen und Melodien über Jahrhunderte hinweg immer wieder ins Bewußtsein gerufen. Eine der bedeutenden und interessanten Versionen unserer Zeit stammt von André Weckmann, einem Autor, der sich stets dem selbstbetrügerischen Konsens widersetzt hat. Sein Lebenswerk, aus dem das neu aufgelegte Buch *Wie die Würfel fallen* einen

komprimierten Extrakt bietet, ist Schlüssel zum Verständnis eines neuen Europa.

Ein Schrei / das ist alles / was dir übrig bleibt / bei letztem / Atemzug / wenn du dich am Rhein hinstreckst / und die Vogesen dich / mit rostigem Laub zudecken / ein Schrei

Ein aktuelles Buch – seit rund einem Vierteljahrhundert.

Georg Bense

Linsmayers Paradox oder: Hitler rettet das Saarland

Ludwig Linsmayer (Hrsg.), *Der 13. Januar. Die Saar im Brennpunkt der Geschichte* (= Echo- lot. Historische Beiträge des Landesarchivs Saarbrücken, Bd. 1), Vereinigung zur Förderung des Landesarchivs Saarbrücken, o.O., o. J., 336 S.

Im Jahre 1929 zählte die NSDAP im Saargebiet ganze 261 Mitglieder. Bei den Landesratswahlen von 1932 erhielt sie 6,7% der Stimmen – ein bescheidenes Ergebnis im Vergleich zu den 37,2%, die sie im gleichen Jahre zur stärksten Fraktion des Deutschen Reichstages machten.

Aber dann wurde Hitler Reichskanzler. Zu diesem Zeitpunkt hatte seine Partei an der Saar bereits 5.000 Mitglieder. In den folgenden 14 Monaten traten ihr, obwohl doch die Hitler in die Hände gefallene Staatsmacht noch nicht bis an die Saar reichte, weitere 25.000 Saargebietsbewohner bei. Bei kommunalen Nachwahlen erzielte die NSDAP bedeutende Stimmengewinne. Die im Saargebiet seit seiner Entstehung dominanten politischen Kräfte, das katholische *Zentrum* und die nationalistische und obrigkeitstaatlich orientierte *Deutsch-Saarländische Volkspartei* gaben durch ihren Zusammenschluß mit der NSDAP zur *Deutschen Front* ihre Hegemonie an diese ab. Die zahlreichen, die Bevölkerung komplett erfassenden Kultur- und Sportvereine, die seit der durch den *Versailler Vertrag* erzwungenen Abtrennung der Region von Deutschland diese unaufhörlich und intensiv mit

deutschtümelnder Propaganda überzogen hatten, organisierten in den Jahren 1933 und 1934 in Koblenz und Rüdesheim gigantische Aufmärsche. Hunderttausende machten sich auf aus dem Saargebiet, um dort singend, tanzend, turnend und paddelnd dem neuen Reichskanzler zu huldigen. Trotz Verbots durch die Regierungskommission des *Völkerbundes* wurden allenthalben Hakenkreuzfahnen gehißt und Hitler-Devotionalien gezeigt. Als am 15. Januar 1935 bekanntgegeben wurde, daß sich bei der zwei Tage zuvor abgehaltenen Abstimmung über den künftigen politischen Status des Saargebiets über 90% für die Rückgliederung an das Deutsche Reich entschieden hatten, schnappte die große Mehrheit der Bevölkerung schier über vor Begeisterung über ihre „Heimkehr“ – und über Hitler.

Es war nicht nur die Hoffnung auf nationale Größe, Einigkeit und Wohlstand gewesen, die die Menschen so erregt hatte. Daß Hitlers Botschaft in ihrer Gänze verstanden worden war, hatten diejenigen demonstriert, die in trotziger Auflehnung gegen die Völkerbundsregierung und ungehindert von den weniger Fanatischen buchstäblich auf eigene Faust die Gegner der Rückgliederung verfolgten und gegen jüdische Bürger, besonders auch gegen jüdische Schulkinder, diskriminierend und gewalttätig vorgingen.

Die Begeisterung für Hitler war so groß, daß diesem selbst mulmig zumute wurde. Im Protokoll einer Besprechung, die er am 4. Mai 1933 mit der grauen Eminenz der *Deutschen Front*, Hermann Röchling, hatte, heißt es: „Der Herr Reichskanzler habe (...) hinzugefügt, ihm sei das rasche Anwachsen der nationalsozialistischen Bewegung an der Peripherie des Reiches

nicht übermäßig angenehm, weil es leicht dazu führen könnte, daß die Massen seiner Anhänger bald Taten verlangten, woraus sich außenpolitische Schwierigkeiten ergeben könnten.“ Wenn also Hitler und die *Deutsche Front* vergleichsweise milde Töne anstimmten im „Saarkampf“, so nicht, um die arglosen Saargebietsbewohner zu täuschen, sondern um die hitzköpfigsten unter ihnen zu beruhigen.

Selbstverständlich waren nicht alle, die für die Rückgliederung gestimmt hatten, dadurch zu überzeugten Nazis geworden. Aber als Hitler am 1. März 1935 triumphalen Einzug hielt in Saarbrücken, fand er eine ihm ergebene, den gewalttätigen Charakter seines Regimes kennende und billigende Bevölkerung vor, und er konnte darauf vertrauen, daß diese ihm folgen würde, wohin er sie auch führte.

Es hatte mehr als ein Wandel stattgefunden an der Saar. Es kann durchaus von einem qualitativen Sprung gesprochen werden. Eine zuvor zwar konservativ bis reaktionär, aber nicht faschistisch eingestellte, wohl extrem nationalistische, aber nicht auf krieglerische Revanche brennende, in ihrer Obrigkeitshörigkeit doch auch rechtsstaatlich orientierte und nicht zuletzt: durch Judenhaß und jüdenfeindliche Aktivitäten bis dahin nicht hervorgetretene Bevölkerung hatte sich einem gesetzlosen, willkürlich Gewalt ausübenden Regime verschrieben und die von den bei Verstand gebliebenen immerzu wiederholte Warnung „Hitler bedeutet Krieg!“ in den Wind geschlagen.

Diejenigen, die damals voll dabei waren und es später nicht gewesen sein wollten, sind tot und begraben. Ihre Schutzbehauptungen könnte man getrost vergessen. Sozialdemokraten könnten stolz darauf sein, daß ihre Partei als einzige seinerzeit Rechtsstaatlichkeit und bürgerliche Freiheiten verteidigt hat. Die anderen heutigen politischen Kräfte haben keinen Grund, die damaligen als ihre Vorläufer anzusehen und deren Politik nachträglich zu rechtfertigen. Und doch: Sobald der Kniefall vor Hitler angesprochen wird im Saarland, dann wird beschönigt, verdreht und gelogen, daß man glauben könnte, die Erde bebte hier gar nicht wegen des Bergbaus. Seit man ungestört von Verleugnungs- und Rechtfertigungsinteressen analysieren könnte, wie es gewesen ist, beschäftigt die Staatskanzlei – unabhängig davon, welche Partei den Ministerpräsidenten stellt – sich und willige Historiker mit regionalistischer Propaganda, die der von der Verfassung gebo-

tenen und politisch und ökonomisch überfälligen, leider aber nur durch Plebiszit zu erreichenden Länderneugliederung präventiv „regionale Identität“ entgegensetzen soll. Dunkle Vergangenheiten vermag der Regionalismus so wenig einzugestehen wie sein großer Bruder, der Nationalismus.

In politischem Interesse entstandene Geschichtskonstruktionen kommen um Legenden und Lügen nicht herum. Also sprach der Ministerpräsident am 13. Januar 2005 in der SAARBRÜCKER ZEITUNG: „Bei der großen Mehrheit war die Befindlichkeit: Ja zu Deutschland, nicht wegen, sondern trotz Hitler (...) Ja zu Deutschland, aber nein zum Nationalsozialismus.“ Schließlich hätten doch 1932 so wenige für die Nazi-Partei gestimmt, sagt Müller. Was danach kam, sagt er nicht.

In so grobem Loden hätte der Ministerpräsident nicht daherkommen müssen, hätte er nicht justament den geschichtspolitischen Redenschreiber seiner Amtsvorgänger im Landesarchiv abgelegt. Der hätte ihm geschmeidigeres Gespinnst wirken können, wie er in seinem Beitrag in dem von ihm aus Anlaß des 70. Jahrestages der Saarabstimmung herausgegebenen Band eindrucksvoll unter Beweis stellt. Er versucht, sich um den heißen Brei herumzuschleichen, indem er nicht die historischen Ereignisse selbst, sondern die sich um diese rankenden „Erinnerungs-“ oder „Gedenkkulturen“ (S. 47ff.) in den Mittelpunkt seiner Darstellung rückt. Es sei „ein Faktum, daß jede Zeit sich ihr eigenes Gedächtnis schafft“ (48). Also müsse eine „pluralistische Erinnerungskultur“ her, in der „die Geschichte der nationalen Befürworter und Mitläufer ebenso ihren Ausdruck (findet) wie die der Emigranten und Opfer“ (49) und in der „die Kontrahenten von 1935 ohne Vorurteile zu Wort kommen“ (10). Was aber offenbar nicht heißen kann, daß jeder Vers, den egal wer sich egal wie macht, gleichberechtigt nebeneinander stehen dürfte. Vielmehr sei zu beachten, „wie fragwürdig eine moralische Grenzziehung zwischen den Befürwortern und Gegnern der Rückkehr sein kann“ (ebd.). Die „Dämonisierung des 13. Januar“ (48), seine „Umdeutung zur Katastrophe“ (47) soll vermieden werden und auch „pädagogisierende Gegen-Erinnerung“ in der „Tradition der Opferkultur“, weil die nämlich zur „Verhärtung der Gedenkkultur“ führe und die „Vielfalt der Erinnerung tabuisiert“ (43), also den pluralistischen Rahmen verläßt.

Trotz all dieser Verrenkungen gelingt es dem Autor nicht, sich ganz und gar vorbeizumogeln an dem, was da erinnert wird. Und dabei diskutiert er keineswegs verschiedene Sichtweisen, sondern er befreit die „nationalen Befürworter“ endlich von der gnadenlosen „Verteufelung“ (21), unter der die bekanntlich allzu lange haben leiden müssen. Dies gelingt ihm nicht zuletzt dadurch, daß er sich ohne Distanzierung ihrer Sprache bedient. „Kriegsschäden“ (23) nennt er etwa die von deutschen Truppen in Frankreich vorsätzlich begangenen Zerstörungen; die diesem völkerrechtlich zustehenden Entschädigungen heißen konsequenterweise „Kriegsbeute“ (25). Die Gegner Hitlers flohen nicht etwa vor der Gewalt, sie „wählten den schmerzhaften Weg ins Exil“ (16). Bei Frankreichs Furcht vor deutscher Revanche handelte es sich um eine Obsession (vgl. ebd.). Der organisierte und von Berlin aus zentral gesteuerte Bergarbeiterstreik von 1923 wird zum spontanen Ausbruch angestauten Unmuts (vgl. 27), und er richtete sich nicht etwa gegen die vom Völkerbund eingesetzte Regierung, sondern gegen „fremde Machthaber“ (43). Da wird sehr wohl mitgeteilt, daß das Saarbrücker Bürgertum sich stieß am „zuweilen rüpelhaften Auftreten der Saar-NSDAP“ (41); nicht aber erfährt der Leser, daß so mancher wohlherzogene Bürgersmann sich nicht zu fein war zuzugreifen, als seine jüdischen Geschäftspartner und Nachbarn eilig und zu geringen Preisen Unternehmen und Wohnhäuser verkaufen mußten, um fliehen zu können. Überhaupt ist eine Vorurteile gegen „nationale Befürworter“ vermeidende Darstellung nur dann möglich, wenn deren enorme Aggressivität gegen ihre politischen Widersacher und der physische und psychische Terror, den die Juden zur Abstimmungszeit erleiden mußten, verschwiegen werden. Juden kommen in dieser Darstellung nur einmal vor. In der „Chronologie“ findet man unter dem Datum des Tages der Bekanntgabe des Abstimmungsergebnisses zwar nichts über die pogromartigen Übergriffe, mit denen vielerorts der Sieg der deutschen Sache gefeiert wurde, wohl aber ein Zitat aus einer Erklärung des *Zentralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens*, die die „Heimkehr“ der jüdischen Saarländer begrüßt. Dieses Quellenzitat – das einzige in der gesamten Chronologie – wird nicht kommentiert. Oder vielmehr doch. Durch Weglassen einer Erläuterung wird gesagt: „Seht Ihr, sogar die Juden ...“

Nicht Aggression gegen innere und äußere Feinde trieb, folgt man solcher Interpretation, die Bewohner des Saargebietes, das seit 1935 „Saarland“ heißen darf, Hitler zu. Es war die „Vorstellung, daß die bevorstehende äußere Befreiung mit der inneren Wiedergeburt der deutschen Nation zusammen fiel. Das Trauma der Kriegsniederlage fand im Traum von der Volksgemeinschaft einen kompensatorischen Ausdruck“, der zudem „ein Klima der sozialen Wärme“ stiftete, was alles für „die große Mehrheit der saarländischen Bevölkerung (...) keine Verletzung ihres historisch-politischen Selbstverständnisses“ darstellte, weil nämlich das „Traumbild des politisch und sozial geeinigten Volkes“ zu durchschauen „die Wahrnehmungsfähigkeit der Zeitgenossen überforderte“ (44).

Hier wird, was zu erklären wäre, für die Erklärung ausgegeben. Zu solcher an der kritischen Analyse des Unangenehmen vorbei helfender Tautologie muß sich flüchten, wer in geschichtspolitischer Absicht versucht, den – einerseits – damaligen Ereignissen doch auch etwas – andererseits – Positives abzugewinnen. Autobahnen? Nein, so was Handfestes kriegten die Saarländer nicht, aber immerhin – regionale Identität und – auf lange Sicht und um ein paar Ecken herum – ein eigenes Bundesland (vgl. 10).

Stuß dieser Dimension verlangt, in angemessener Sprache ausgedrückt zu werden. „Denn die Möglichkeit, in freier Selbstbestimmung über ihr politisches Schicksal entscheiden zu können, zwang die Saarländerinnen und Saarländer (...) dazu, sich ihrer selbst bewußt zu werden,“ liest man auf S. 10, und auch Augenwischen und In-den-Arm-Kneifen läßt diesen Satz nicht weggehen. Bevor man ihn ernstzunehmen und seine Landsleute gegen die darin enthaltene Ungeheuerlichkeit zu verteidigen versucht ist, wird präzisiert: „Vor allem aber war 1933/35 der Ausgangspunkt eines Jahrzehnte andauernden innersaarländischen Konflikts, der paradoxerweise erst jenen Zusammenhalt stiftete, der im Regionalbewußtsein lebendig geblieben ist.“ (ebd.) Soll hiermit gesagt werden, die ob ihrer Liebe zur Diskussion bisher so wenig gerühmten Saarländer hätten durch die kontroverse und argumentative Aufarbeitung ihrer Vergangenheit sozusagen ihre innere Bundeslandsgründung vollzogen? Wenn dem so wäre, widerspräche dies der Rede von der pluralistischen, von Vorurteilen gegen Nazis und moralischen Grenzziehungen zwischen Tätern und Opfern freien „Erinnerungskultur“. Sollte aber

gemeint sein: „Die einen sehen's so, die andern so, und wir lassen uns gegenseitig in Ruh'“, dann wäre damit vielleicht die tatsächlich wirkende Maxime saarländischer Identitätsbildung ausgesprochen.

Und sage keiner, für Identität könne man sich nichts kaufen. Das weiß der Ministerpräsident besser, der da spricht: „Das Bekenntnis, Teil von Deutschland zu sein, ist saarländische Identität. Das war 1935 so, und ich denke, es gilt heute noch. (...) Das Saarland hat sich klar zu Deutschland bekannt. Natürlich muß die Antwort darauf das Bekenntnis Deutschlands zu dieser Region sein (...)“, *nota bene* durch „die Unterstützung durch die bündische Gemein-

schaft“, die kein „Almosen“ sein dürfe. Mit klingender Münze soll es also gelohnt werden, daß unsere Saarheimat 1935 schon einmal in die Arme der nährenden deutschen Mutter heimkehrte. Man liest, man staunt, man denkt, nun sei es an der Zeit, ein Land, das, wer solches sagt, zu seinem Ministerpräsidenten macht, abzuwickeln und dem Landkreis Kusel zuzuschlagen. Doch da fällt sogar mir, der ich die Länderneugliederung immer für die vernünftigste Sache der Welt gehalten habe, doch auch ein Argument ein gegen diese: Es wäre schon recht unhöflich, unsereins anderen aufzudrängen.

Hans Horch

Zwangssterilisierungen und Krankenmorde im Saarland

Christoph Braß, Zwangsarbeit und „Euthanasie“ im Saarland 1935-1945, Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn 2004, 368 S.

Sieben Monate nachdem das Saargebiet als „Saarland“ in den deutschen Staatsverband zurückgekehrt war, erhielt es ein *Erbgesundheitsgericht* mit Sitz in Saarbrücken, das das im Deutschen Reich seit Sommer 1933 geltende *Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses* nun auch hier anwendete. Auf Anzeige von Amtsärzten und Anstaltspsychiatern verurteilte der Gerichtsvorsitzende Dr. Fürst unter Mitwirkung von wechselnden ärztlichen Beisitzern, insgesamt 30 an der Zahl, bis zum Spätherbst 1944 insgesamt 2.350 Personen, das sind 80% der angezeigten, zur zwangsweisen Sterilisation. Bis Kriegsbeginn wurden diese ausgeführt im Landeskrankenhaus Homburg, später u.a. im Saarbrücker Bürgerhospital. Sterilisiert wurde, wem Schizophrenie, Epilepsie, „manisch-depressives Irresein“ (zusammen 45%) oder angeblich erblich bedingte Mißbildungen und Behinderungen (ca. 7%) bescheinigt wurden. „Angeborener Schwachsinn“ (43%) lautete die häufigste Diagnose – unter dieses Etikett wurden auch zahlreiche Formen abweichenden Sozialverhaltens – in einigen Fällen sogar politische Unbotmäßigkeit – subsumiert.

Saarländische Patienten wurden häufiger Opfer des nationalsozialistischen Mordprogramms als die anderer Regionen. Bei Kriegsbeginn wurden die Anstalten in Merzig und Homburg freigegeben, die Gebäude der Wehrmacht übergeben. Die Insassen wurden in Anstalten in Hessen verlegt. Sie gehörten zu den ersten, die durch Giftgas ermordet wurden. Auch später, als die Vergasungen eingestellt worden waren und Patienten durch Unterernährung und tödliche Medikamentation getötet wurden, fielen dieser Praxis besonders viele der verlegten Patienten zum Opfer. Höchstens ein Viertel überlebte.

Präzise rekonstruiert die Dissertation von Christoph Braß Organisation und Verlauf der sozialdarwinistisch motivierten Politik der „Ausmerze“ im Saarland. Sie bettet die Darstellung der regionalen Geschichte ein in eine klare Zusammenfassung der vorliegenden Literatur zum Gesamtkomplex, und sie zieht alle bereits unternehmen Regionalstudien zum Vergleich heran. Besonders interessant wird sie, wo sie die Handlungsspielräume von Medizinern und Juristen und die Reaktionen von Betroffenen und ihren Verwandten untersucht. Daß Freiwilligkeit, ja Übereifer bei den Tätern vorherrschte, wird durch die wenigen Beispiele von passiver Resistenz oder Nichtübereinstimmung mit den Lehren der „Eugenik“ nur noch deutlicher. Erschütternd die wenigen Zeugnisse der vor ihrer Ermordung Stehenden, die ihr Schicksal durchaus erahnen. Bei den Verwandten der Anstaltspatienten finden sich Gleichgültigkeit, sogar Zu-

stimmung zur Ermordung, aber auch viele Beispiele von Solidarität und einfacher Humanität. Daß manche Chancen, sich der Zwangssterilisation durch Flucht oder allerlei Winkelzüge zu entziehen, bestanden und auch geschickt genutzt wurden, liest man hier zum ersten Male.

Es gehört zu den großen Vorzügen dieser Arbeit, daß sie die Darstellung der institutionellen Vollzüge immer wieder unterbricht durch die Stimmen der Betroffenen und die Beschreibung ihrer Reaktionen. Hier spürt man, daß der Autor nicht nur vom Erkenntnisinteresse des Historikers, sondern auch von ethischen Überzeugungen geleitet wurde.

Gewünscht hätte sich der Leser, daß die Pionierarbeiten, die Thomas Gerber bei der Erforschung der Krankenmorde geleistet hat, erwähnt und gewürdigt worden wären.

Auch ein Vergleich der Ergebnisse mit der Darstellung der gegen „Asoziale“ gerichteten polizeilichen Repression, die Klaus-Michael Mallmann und Gerhard Paul 1993 vorgelegt haben, hätte das Bild der „gesellschaftssanitären Generalprävention“ komplettiert. Weitgehend unbeachtet bleibt auch die Anstalt von Lorquin, die

nach der Annexion des Moseldepartements und der Bildung der *Westmark* unter dem Namen „Lörchingen“ unter der Leitung des zuvor in Homburg tätigen Psychiaters Dr. Rudolf Leppien zur Einweisungsanstalt für saarländische Patienten geworden war. Leppien, das erfahren wir bei Braß, hatte in seiner Homburger Zeit Haßpropaganda gegen Kranke betrieben. Was wir nicht erfahren, ist, daß er in Lörchingen Patienten verhungern ließ. Er war nach 1945 wieder im Saarland als Psychiater aktiv. Das wird in einer Fußnote mitgeteilt, nicht aber, daß er es zum stellvertretenden Leiter der Merziger Klinik brachte und bis in die 80er Jahre als Gerichtsgutachter auftrat. Nicht um an der vorzüglichen Arbeit von Christoph Braß zu nörgeln, sei dies hier nachgetragen, sondern um einen Wunsch an die Forschung zu richten: Eine Fortsetzung dieser Arbeit, eine Untersuchung über den Werdegang der Täter nach 1945 und über das weitere Schicksal der dem Krankenmord Entgangenen, der Verwandten der Ermordeten und der Zwangssterilisierten sollte bald in Angriff genommen werden.

Hans Horch



Wer zu lesen versteht, besitzt
den Schlüssel zu großen Taten.

ALDOUS HUXLEY

Buchhandlung Hofstätter

Johannisstraße 3
66111 Saarbrücken
Telefon (0681) 33825

Öffnungszeiten:

Montag bis Mittwoch 10.00 – 18.30 Uhr

Donnerstag & Freitag 10.00 – 19.30 Uhr

Samstag 10.00 – 16.00 Uhr

Mehr Fragment als Bilanz

Markus Gestier (Hrsg.), Johannes Hoffmann. Eine erste Bilanz, Gollenstein Verlag, Blieskastel 2004, 143 S.

Das ist schon ein merkwürdiges Büchlein: Sein wissenschaftlicher Ertrag fällt eher dürrig aus, dagegen ist sein tagespolitischer Gehalt wenigstens für Christdemokraten durchaus brisant, denn an dem Politiker Johannes Hoffmann reibt man sich in der CDU Saar bis heute noch mit einer für Außenstehende bisweilen erstaunlichen und irritierenden Leidenschaft.

Zuerst zur Wissenschaft! Allein der Untertitel *Eine erste Bilanz* enthält bereits zwei Stolpersteine. Eine „erste“ Veröffentlichung zu Johannes Hoffmann stammt von dessen Enkelin Brigitte Steinle, die aus Anlaß des 100. Geburtstages 1990 ein „Erinnerungsbuch“ vorlegte. Bezeichnenderweise entnimmt Herausgeber Markus Gestier dieser Veröffentlichung den Text von Franz Schelhofer zur Eröffnung seines Sammelbandes. Denjenigen, die sich etwas ausführlicher über Johannes Hoffmann informieren wollen, sei empfohlen, beide Bücher zu lesen.

Es folgt der Text einer Rede: *Der Weg des jungen Menschen im Rahmen der Demokratie*, die Hoffmann vor dem CVP-Parteitag 1949 gehalten hat. Das ist ein sehr grundsätzlich-programmatischer, einigermaßen abstrakter Text. Es soll den Fachleuten der politischen Ideengeschichte der Christdemokratie vorbehalten bleiben, darüber zu befinden, ob die Ausführungen zeitlos sind – oder veraltet. Ohnehin reicht für eine solche Diskussion ein einzelner, noch dazu kurzer Originaltext wahrscheinlich nicht aus. Darum ist dem Wunsch des Herausgebers zuzustimmen, die in großer Zahl bei der *Union-Stiftung* aufbewahrten Manuskripte der Reden und Aufsätze einem größeren Publikum zugänglich zu machen.

Den Hauptteil des Buches bilden drei vergleichsweise kurze Texte von renommierten Hoffmann-Forschern. Sehr kurz, sehr summarisch berichtet Heinrich Küppers über einige Aspekte der Hoffmann-Biographie bis 1945, bringt dabei aber gleichwohl einige bemerkenswerte Ausführungen zum Konflikt zwischen Johannes Hoffmann und dem durchaus zwielich-

tigen Zentrums-Politiker und Steigbügelhalter Adolf Hitlers Franz von Papen vor 1933.

Um Autonomie, Föderalismus, Partikularismus, um Saarfrage und europäische Aussöhnung geht es in dem anmerkungsgesättigten Beitrag von Winfried Becker. Er skizziert außerdem die Grundzüge der deutsch-französischen Verhandlungen seit ca. 1951/52 sowie die Haltung Hoffmanns dazu und gegenüber Adenauer. Bis hierhin ist das eine herkömmliche, bis auf Nuancen hinlänglich bekannte Darstellung, dann aber bringt Becker eine hervorzuhebende Umdeutung. Wurde früher das Verhältnis zwischen Hoffmann und Adenauer – stark vereinfacht – als Gegensatz zwischen großem christlich-abendländischen Staatsmann und miesem Provinz-Diktator charakterisiert, so unterstreicht Becker den großen Vorrat an Gemeinsamkeiten bei den europäischen Ideen der beiden Politiker. Einzig in der Ausführung findet sich ein gravierender Unterschied, da Hoffmann das Ziel Europa konsequenter, ja radikaler anstrebt – und daran im Saarland scheitert.

Markus Gestier schließt den Hauptteil mit einigen Anmerkungen zu Hoffmanns Rückzug aus der Politik nach 1955, seinem Lebensabend und zur Wiederherstellung der politischen Einheit im christdemokratischen Lager. Am Schluß des kleinen Büchleins folgen ein Bildteil, der dem des Buches von Steinle sehr ähnelt, eine umfangreiche, recht nützliche Zeittafel und eine fehlerhafte Bibliographie.

So weit, so gut. Oder auch nicht, denn – und das ist der zweite Stolperstein – als „Bilanz“ kann man das nicht lesen, allenfalls als biographisch-politisches Fragment. Zu vieles fehlt, um den Politiker Johannes Hoffmann in allen seinen Facetten zu „bilanzieren“, wahrscheinlich sogar die Kernpunkte. Über Hoffmann als Innen- und Sozialpolitiker, als Bildungs- und Kulturpolitiker, als Parteivorsitzenden oder Chef einer recht schwierigen „Großen Koalition“ aus Christ- und Sozialdemokraten liest man kein einziges Wort. Freilich wären hier Erläuterungen notwendig, denn Hoffmanns verheerende politische Niederlage von 1955 erklärt sich nicht allein daraus, daß das Referendum scheitert an der Skepsis der Wähler gegenüber einer überaus verschwommenen Europa-Vision, sondern auch daraus, daß es gelingt, die Abstimmung umzufunktionieren zu einem Votum gegen den autoritären Wohlfahrtsstaat. Gewiß ziehen vor allem Arbeitnehmer einige Vorteile aus den zweifellos vorhandenen sozialen Errungenschaf-

ten, aber gleichzeitig werden ihnen wichtige Rechte für ihre Emanzipation vorenthalten. De facto, nicht de jure, sind Tarifvertrags-, Koalitions- und Streikrecht ausgesetzt, das Betriebsverfassungsgesetz von 1954 ist völlig unzureichend und von inner-, gar überbetrieblicher Mitbestimmung kann erst recht keine Rede sein. Die Montanmitbestimmung der Bundesrepublik bleibt im Saarland ein schöner Wunschtraum.

Zur Vertiefung innen- oder sozialpolitischer Themen hätten mit Armin Heinen oder Hans-Christian Herrmann sehr wohl ausgewiesene Historiker und exzellente Sachkenner zur Verfügung gestanden, doch diese treten nicht in Erscheinung, unter anderem, weil der „Forschungsauftrag“ in eine andere, außerwissenschaftliche Richtung zielt. Unter dem recht neutralen Zwischentitel *Hoffmann in der Beurteilung seiner Gegner und Anhänger* nimmt Gestier vor allem Stellung zur hitzigen Hoffmann-Debatte aus Anlaß der Benennung des Platzes vor der Saarbrücker Congress-Halle nach diesem weiterhin höchst umstrittenen Politiker. Notwendigerweise muß sich der Herausgeber der „Bilanz“ auch äußern zu einem unsäglichen „literarischen“ Machwerk, in dem es um das leidige Thema der Ausweisungen geht. Wenn man hierzu das mißlungene Traktat des vermeintlichen Dichterfürsten und die bahnbrechenden Forschungen Rainer Möhlers nicht kennt, hat man möglicherweise Schwierigkeiten, den kurzen Ausführungen Gestiers zu folgen.

Weitaus wichtiger ist allerdings der heftige Leserbrief-Krieg in der SAARBRÜCKER ZEITUNG. Von den wohl über hundert veröffentlichten (!) Zuschriften zitiert Gestier zwei in ausführlichen Auszügen, aber ohne weiteren Kommentar. Das ist bedauerlich, denn eine umfassende ideologiekritische Analyse aller Leserbriefe wäre wahrscheinlich ein lohnendes Projekt. Schon die flüchtige Lektüre einiger weniger Briefe offenbarte seinerzeit, wie wenig authentische Zeitzeugen-Erinnerung hier vermittelt wird. Vielmehr spiegelt sich in den Briefen die prodeutsche Propaganda der Sieger. Fünfzig Jahre später mutiert das kollektive Gedächtnis zur negativen Geschichtspropaganda.

Negativ? Warum negativ? Am Rande von CDU-Veranstaltungen im Bundestagswahlkampf 2002 gelang es einigen immer noch recht militanten Hoffmann-Gegnern, sich lauthals Gehör zu verschaffen und damit den saarländischen Christdemokraten ein ausgewachsenes Problem

zu beschern. Behalten die Hoffmann-Hasser parteiintern und öffentlich die Oberhand, könnten die Saar-CDU einen erheblichen Image-Schaden davontragen, weil die gegen Hoffmann ausgerichtete CDU damals, vor fünfzig Jahren, eine ausgeprägt nationalistische Haltung einnahm. Und außerdem könnte die heutige CDU, da die Entscheidung vom 23.10.1955 auch eine konsequent antieuropäische war, in den Verdacht geraten, auch heute noch europakritische Positionen einzunehmen. Gelingt hingegen die Integration des christlichen Politikers Hoffmann in die Parteigeschichte, kann sich die CDU-Saar noch stärker als bisher auf eine positive europäische Traditionslinie berufen.

Vor diesem Hintergrund darf die Hoffmann-Bilanz nun keineswegs als Gefälligkeitsgeschichte, als plumpe Auftragsarbeit gelesen werden, vielmehr betont sie Facetten der Hoffmann-Biographie, die eigentlich immer schon hätten bekannt sein können, aber vielfach von der „Sieger-Propaganda“ überlagert wurden. Hier wird also nicht Parteigeschichte zurechtgebogen, sondern eine wichtige Wurzel freigelegt. So berechtigt das politisch-wissenschaftliche Anliegen auch sein mag, sollte man freilich nicht über das Ziel hinausschießen. Gestier schreibt: „Insoweit ist Hoffmann nicht nur die wahrscheinlich größte Persönlichkeit der saarländischen Geschichte, sondern gleichsam auch ihre tragischste“ (S. 79). Also bitte, vor so viel Heldenverehrung schützt nur noch Ironie: Ach, Herr Gestier, wenn das der Lafontaine liest ...! Der ist inzwischen auch ein tragischer Fall! Und der Fall Müller ist noch gar nicht abgeschlossen!

Wilfried Busemann

PFAU

Neue Musik

PFAU-Verlag

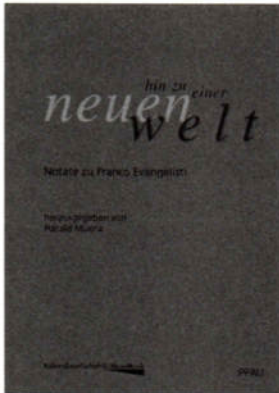
Postfach 102314

D 66023 Saarbrücken

Fon +49 681 4163394

Fax +49 681 4163395

e-mail: info@pfau-verlag.de



hin zu einer neuen welt Notate zu Franco Evangelisti

hrsg. von Harald Muenz

122 S., br., ISBN 3-89727-177-X, EUR 15,00

Heinz-Klaus Metzger: Franco Evangelisti und der Fortschritt · Antonio Trudu: Randbemerkungen zu Franco Evangelistis Schriften · Christiane Anderson: Wagnis zwischen Reihe und Alea. Zu Franco Evangelistis Streichquartett «Aleatorio» (1959) · Thorsten Wagner: Franco Evangelisti und die Improvisationsgruppe Nuova Consonanza · Giordano Ferrari: «Die Schachtel»: eine Hypothese zwischen Klang und Bild · Hans G Helms: Zu Kompromissen nicht bereit. Erlebnisse und Erfahrungen mit Franco Evangelisti · Gottfried Michael Koenig: «Liebe Michaelae Godfried» (aus dem unveröffentlichten Briefwechsel) · Franco Evangelisti/Franco Nonnis: «Die Schachtel». Text und Anleitung zur Inszenierung · Werkverzeichnis und Bibliographie



Thorsten Wagner

Franco Evangelisti und die Improvisationsgruppe Nuova Consonanza Zum Phänomen Improvisation in der Neuen Musik der sechziger Jahre

271 S., zahlr. Abb., br., ISBN 3-89727-252-0, EUR 28,00

Nuova Consonanza, AMM oder New Phonic Art – diese in den 60er Jahren entstandenen Improvisationsgruppen haben der Neuen Musik das Spontane zurückgeben. Als Gegenströmung zum damaligen Stand des Materials und den ästhetischen Diskussionen der Zeit aber verstand sich die römische Gruppo di Improvisazione Nuova Consonanza nicht. Ihren Mitgliedern, darunter die Komponisten Franco Evangelisti, Ennio Morricone, Egisto Macchi und Mario Bertoncini, ging es um die konsequente Weiterentwicklung des musikalischen Denkens und um die Formulierung neuer Klangwelten und Kommunikationsformen. Besonders Franco Evangelisti (1926–1980) hat diese für die Musikgeschichte einzigartigen Konzeptionen unmittelbarer Klangaktionen auch theoretisch fixiert. Die Studie von Thorsten Wagner über die Geschichte und die Ästhetik der Nuova Consonanza, inklusive detaillierter Analysen der Improvisationen, spürt einem weithin unbekannten Phänomen nach.

29. Oktober 2005 ff.

Saarländisches Staatstheater Saarbrücken, Alte Feuerwache
Théâtre National du Luxembourg

Tanz mir das Lied vom Tod

Franco Evangelisti – Die Schachtel

Choreographie nach Ennio Morricone

InZeit-Ensemble

Ballett des Saarländischen Staatstheaters

Inszenierung und Regie: Marguerite Donlon

10. November 2005, 19 Uhr

12. November 2005, 19 Uhr

Mauritus-Studio der Hochschule für Musik Saar

(Moltkestr. 33, Saarbrücken)

PoppeaMaterial (UA)

Komposition: Claas Willeke

pazzaCaglia Opera

Inszenierung: Marco R. HeiBgluth

Ausstattung: Ingo Bracke

Auftragswerk von Netzwerk Musik Saar in Zusammenarbeit
mit der Kölner Gesellschaft für Neue Musik

30. Januar 2006, 19 Uhr

Konzertsaal der Hochschule für Musik Saar

Giacomo Carissimi (1605–1674)

zum 400. Geburtstag

Kantaten des italienischen Frühbarock –

Crossover-Improvisationen über ostinate Bässe des Seicento

Sänger und Instrumentalisten der Hochschule für Musik Saar

Leitung: Lutz Gillmann

Musik und Kunst haben sich in den zurückliegenden Jahrzehnten durch kreatives Zusammenwirken mit den Nachbarkünsten in neue Räume entwickelt. Netzwerk Musik Saar will diesen Weg mitgehen und im Rahmen seiner Möglichkeiten mitgestalten.

Zu diesem Zweck haben sich Mitglieder der beiden künstlerischen Hochschulen des Landes, der Universität des Saarlandes, des Saarländischen Rundfunks und des Saarländischen Staatstheater sowie Musik- und Kunstinteressierte in dem gemeinnützigen Verein zusammengeschlossen. Ziel ist insbesondere die Förderung der zeitgenössischen Musik und des dazugehörigen geistigen und kulturellen Umfelds. Netzwerk Musik Saar bündelt programmatisch und organisatorisch die vorhandenen Kräfte, regt Programme an, fördert deren Umsetzung und trägt so zu einem offenen Diskurs und damit zur Dynamisierung des Kulturlebens im Saarland und in der Region bei.

Netzwerk Musik Saar verfolgt mit seinen Bemühungen zugleich didaktische Ziele. Die junge Generation wächst im alltäglichen und damit selbstverständlichen Umgang mit den Neuen Medien auf; dadurch hat sich die Wahrnehmungskultur verändert. Dem müssen entsprechende innovative und kreative Angebote gerecht werden.

Mit Ihrer Mitgliedschaft bei Netzwerk Musik Saar fördern Sie Beiträge zu zukunftsorientierter saarländischer Kultur. Sie fördern einen gemeinnützigen Verein mit hohen kultur- und bildungspolitischen Zielen.

Beitrittsformulare erhalten Sie bei der Geschäftsstelle des Vereins.



Italianità

**Italienische Kunst
und Kultur
zwischen Renaissance
und Gegenwart**

Eine Veranstaltungsreihe von
Netzwerk Musik Saar
in Zusammenarbeit mit:
Hochschule für Musik Saar
Saarländisches Staatstheater
Théâtre National du Luxembourg
Saarländischer Rundfunk
Stiftung Saarländischer Kulturbesitz
Akademie für Alte Musik Saarland

Netzwerk Musik Saar e.V.
Geschäftsstelle
c/o Hochschule für Musik Saar
Bismarckstraße 1
66 111 Saarbrücken
Telefon:
+49(0)6 81/ 967 31 29
Fax:
+49(0)6 81/ 967 31 30
e-Mail:
info@netzwerk-musik-saar.de
www.netzwerk-musik-saar.de

Bevor es die **alten** Hefte der
neuen saarbrücker hefte nicht mehr gibt ...
... erwerben Sie noch **Anteile** an den
schönsten Seiten des *Saarlandes*

Diese Saarbrücker Hefte können Sie noch bestellen.

Veränderung der Stadtlandschaft

Nr. 61/62, Dez. '89 / Das allererste der neuen Hefte,
Doppelheft für nur EUR 3,50

Saarlanditis

Nr. 63, Juni '90 / Das ultimative Saarland-Brevier,
nur EUR 3,50

Industriekultur und Industriearchäologie

Nr. 64, Nov. '90 / Das Heft zur Hütte, fast vergriffen,
nur EUR 5,-

Künstliche Intelligenz

Nr. 65, Mai '91 / Das KI-Heft – lange vor dem Internet,
nur EUR 3,50

Mitten im Abseits

Nr. 66, Dez. '91 / Das Armutsheft – lange vor der
Globalisierung, nur EUR 3,50

Die Vergangenheit bringt sich in Erinnerung

Nr. 67, Juni '92 / Das Heft zum Gerz-Denkmal, nur EUR 3,50

Das Gute Leben

Nr. 68, Dez. '92 / Das Heft für Gutmenschen?, nur EUR 3,50

Die Krise als Dauerbeschäftigung

Nr. 69, Juni '93 / Das legendäre Heft zur
Wirtschaftspolitik im Saarland, nur EUR 3,50

Stadtkörper Saarbrücken

Nr. 70, Dez. '93 / Das Stadtplanungs-Heft – lange vor der
Saarbahn, nur EUR 3,50

Politische Kultur?

Nr. 71/72, Sept. '94 / Das Heft zur Gegendarstellung,
Doppelheft für nur EUR 3,50

Melange

Nr. 73, März '95 / Kein Heft zum clash of civilizations,
nur EUR 3,50

Jugend

Nr. 74, Sept. '95 / Das erste Heft der 89er-Generation,
nur EUR 3,50

Kunst und Kaos im Saarland

Nr. 75, März '96 / Das Heft zum Kunst-Kartell, nur EUR 3,50

Internet im Saarland

Nr. 76, Sept. '96 / Das Heft für Einsteiger, nur EUR 3,50

Stadt der Superlative: Völklingen

Nr. 77, Frühjahr '97 / Das Heft zum Reiseland Saarland?,
nur EUR 3,50

Bildung: Ballast oder Bereicherung?

Nr. 78, Herbst '97 / Das Heft zur Katastrophe?, nur EUR 3,50

Zerbrochene Utopien – Verlorene Illusionen?

Nr. 79/80, Herbst '98 / Das Heft zum Abschied von 68,
Doppelheft für nur EUR 3,50

Erinnern, Mahnen, Gedenken

Nr. 81, Sommer '99 / Das Heft zur Wehrmachtsausstellung,
nur EUR 3,50

10 von 1000 Jahren

Nr. 82, Winter '99 / Kein Heft zum Millenium, nur EUR 3,50

Nr. 83, Sommer 2000 / Die Hefte im neuen Gewand
(mit Register Heft 61/62 – 82), EUR 7,41

Nr. 84, Winter 2000 / Es geht voran, EUR 7,41

Nr. 85, Sommer 2001 / Gute Zeiten, schlechte Zeiten,
EUR 7,41

Nr. 86, Winter 2001 / Früher war sowieso alles besser,
EUR 7,41

Nr. 87, Frühjahr 2002 / Schuld ist der Euro, EUR 7,80

Nr. 88, Herbst 2002 / Kultur? Ach was!, EUR 7,80

Nr. 89, Frühjahr 2003 / Kakophonie – das SR-Special,
EUR 7,80

Nr. 90, Herbst 2003 / Citoyens & Sponsoren, EUR 7,80

Nr. 91, Frühjahr 2004 / Durchatmen, EUR 7,80

Nr. 92, Herbst 2004 / Krise. Welche Krise?, EUR 7,80

Die Preise verstehen sich zzgl. Porto, bei Abnahme von
drei und mehr Exemplaren erfolgt Lieferung frei Haus.

Bestellungen an: Pfau-Verlag, Postfach 102314, 66023 Saarbrücken, Tel. 0681-4163394 / Fax -95 / e-mail: info@pfau-verlag.de
Bei Bestellung von zwei und mehr Heften gibt es gratis ein Exemplar von Nr. 63: Saarlanditis. Erhältlich sind noch Restexemplare der Hefte Nr. 1–60, erschienen von 1955 bis 1988. Restlos vergriffen sind die Nummern 1–15, 18, 20, 22 und 24.

Bürgerinnen und Bürger in Stadt und Land!

Bevor Sparzwänge, Sparbeschlüsse, Sparwut oder andere Vergatterungen zu spärlicherer Förderung den Saarbrücker Heften den Garaus machen:

Beteiligen Sie sich bitte weiterhin an dem

Überbrückungsfonds

mit dessen Hilfe wir das Überleben in schwieriger Zeit organisieren wollen.

Nach Eingang Ihrer Spende bei uns (Verein Saarbrücker Hefte e.V., Kto.-Nr. 781 819 14, Sparkasse Saarbrücken, BLZ 590 501 01, Verwendungszweck: „Überbrückungsfonds“) erhalten Sie (ab 20 EUR Spende) eine Spendenquittung, die Sie dem Finanzamt vorlegen können. Der Verein Saarbrücker Hefte e.V. ist als gemeinnützig anerkannt.

du kannst.

Mag sein, dass Sie kein Blut sehen können. Aber Sie können dafür genau hinschauen, wo welches vergossen wird.

Helfen Sie uns als Mitglied oder mit einer Spende: Konto-Nummer 80 90 100, Bank für Sozialwirtschaft Köln, BLZ 370 205 00. Mehr Infos unter: www.amnesty.de

du kannst.

ai
amnesty international
FÜR DIE MENSCHENRECHTE

Georg Bense, geb. in Köln, aufgewachsen in Stuttgart, seit 1963 Fernsehjournalist beim SAARLÄNDISCHEN RUNDFUNK, Autor, Regisseur und Kameramann zahlreicher Filme für ARD, ZDF und arte.

Wilfried Busemann, Historiker, im Ruhrgebiet aufgewachsen, Veröffentlichungen zur Geschichte rheinischer und saarländischer Arbeiterbewegungen, zur Alltagsgeschichte und zur Entschädigung saarländischer NS-Opfer.

Susanne Andrea Ecker, freie Fernsehjournalistin, Beiträge für die ARD, für SR und SWR mit den Schwerpunkten Naturthemen und Umweltschutz.

Hans Emmerling, langjähriger freier Mitarbeiter von SR und NDR, TV-Porträts von Raymond Aron, Joseph Beuys, Gisèle Freund, G. A. Goldschmidt, Artur Rubinstein u.a., Musikfilme mit Trudeliene Schmidt, Dokumentarfilme über Futurismus, die *Tour de France*, über europäische Länder sowie Marokko und Israel, mehrfacher *Grimme*-Preisträger.

Marcus Hahn, Dr., geb. 1969, Studium der Geschichte, Germanistik und Theologie, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Neuere und Neueste Geschichte am Historischen Institut der Universität des Saarlandes, 2003 Promotion zu dem Thema *Das Saarland im doppelten Struktur-*

wandel 1956-1970. Regionale Politik zwischen Eingliederung in die Bundesrepublik Deutschland und Kohlekrise, Arbeitsschwerpunkte in den Bereichen Regionalgeschichte, Wirtschaftsgeschichte und historische Fachinformatik.

Manfred Haubrock, Prof. Dr., Fachhochschule Osnabrück, Fakultät Wirtschafts- und Sozialwissenschaften, Beauftragter für die Studiengänge *Pflege- und Gesundheitsmanagement*, *MBA Health management*, Sprecher des *Profils Gesundheit*.

Hilde Hoherz, geb. 1955, Studium der Neueren Geschichte, Soziologie und Pädagogik an den Universitäten Saarbrücken und Marburg, Forschungsschwerpunkt im Bereich der regionalhistorischen Frauenforschung.

Hans Horch, Dr., studierte div. sozialwissenschaftliche Fächer und Germanistik in Hannover, legte die Wissenschaftliche und die Pädagogische Staatsprüfung ab, promovierte im Fach Soziologie, ist seither Volkshochschulfachbereichsleiter.

Roger Manderscheid, geb. 1933 in Itzig (Luxemburg), Schriftsteller, schreibt in deutscher und luxemburgischer Sprache, u.a. tätig als Ersatzlehrer, Eisenbahnbeamter, Beamter im Arbeits- bzw. im Kulturministerium, Mitglied des *P.E.N. Bundesrepublik Deutschland*, Präsident des *Luxemburger Schriftstellerverbandes LSV*, seit 1997 Ehrenpräsident.

Eva Mendgen, Dr., Promotion in Kunstgeschichte in Bonn; Ausstellungen und Kataloge u.a. für *Van Gogh Museum Amsterdam*, *Kunstforum der Bank Austria Wien*, *Museum Villa Stuck München*; Leitung verschiedener Forschungsprojekte, u.a. für das *Center of the Advanced Studies in the Visual Arts* an der *National Gallery of Art*, Washington D.C., die *Hochschule der Bildenden Künste Saar / ENSA Nancy*; freie Mitarbeit u.a. *Staatliche Akademie der Bildenden Künste Stuttgart*, wiss. Mitarbeit *Bauhaus Universität Weimar*.

Josef Reindl, Soziologe.

Elisabeth Thalhofer, geb. 1976, Studium der Geschichte sowie der Neueren deutschen Sprach- und Literaturwissenschaft, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Neuere und Neueste Geschichte an der Universität des Saarlandes.

” Ich bin 1953 im Saarland geboren. Das Saarland war französisch besetzt, die Amtssprache war Französisch. Meine Geburtsurkunde ist in französischer Sprache verfasst. Wenn man in einem Grenzgebiet groß wird, achtet man auf die Wörter. Diese frühe Liebe zur Sprache hat mein Leben geprägt, und genau diese Liebe hält mich dauerhaft in diesem Land. Ich könnte nicht ohne die deutsche Sprache leben! Es ist die Fülle der Bedeutungen, die man immer nur in seiner Heimatsprache versteht und die das Leben so wertvoll macht. Es gibt Dinge, die kann man nicht lernen, man kann sie auch nicht übersetzen. Dabei muss es nicht nur Hochsprache sein. Dialekt ist für mich auch Heimat. Ich habe in der Volksschule Dialekt gelernt. Immer, wenn ich unterwegs bin, lausche ich nach vertrauten alemannischen Klängen. Ich bin süchtig nach Sprache. Wenn ich ein deutsches Wort benutze, weiß ich, welche Dimension darin steckt. Das fängt bei ‚Heimat‘ an und hört bei ‚Gemütlichkeit‘ auf, ein Phänomen, das ich nicht ausstehen kann. Ich interessiere mich für die Sprache in ihrer ganzen Vielfalt, wie sie im Wörterbuch steht. Und ich habe eine große Leidenschaft: Ich sammle Wörterbücher, ich schlage ständig nach. Ich gehe jedem Wort auf den Grund. Meine Heimat ist wirklich die Sprache. Ich schaue immer nach, ob ich bei einem Wort etwas nicht bedacht haben könnte. Erst dann fühle ich mich zu Hause. “

Wer redet so? Raten Sie mit!

Näheres auf Seite 4 im Heft